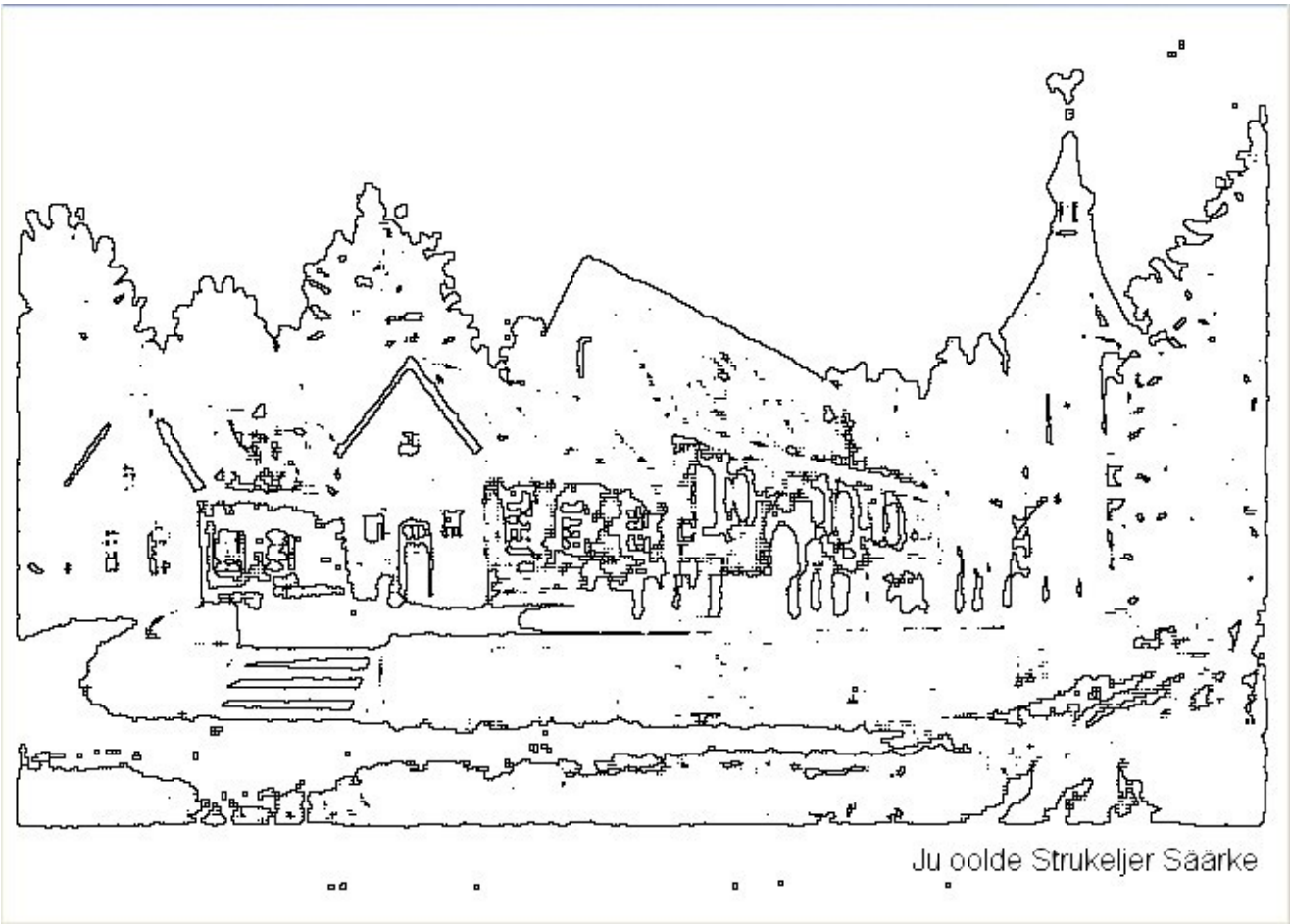
Ahlrich Cordes

AUS MEINEM LEBEN

UUT MIEN LIEUWEND



Lebensgeschichte, Erlebnisse aus zwei Kriegen,
teilweise in saterfriesischer Sprache, Ort Strücklingen

Herausgegeben von Pyt Kramer, 2004/2011
CORDES_SO10.wpd
CORDESomsl4.wpd
tsjerk4U.jpg

INHALT

DIE SPRACHE 4
AHLRICH CORDES UND SEINE LEBENSBESCHREIBUNG 5
KINDHEIT UND JUGEND 7
IN DER SCHULE 13
IM KRIEGE 17
NACH RUßLAND 24
DIE HÖLLE AM CHEMIN DES DAMES 29
IN KRIEGSGEFANGENSCHAFT 33
EIN BILDSCHÖNES MÄDCHEN 38
DIE LAWINE 47
ALTVERTRAUTE PFADE 53
DER WAHNSINNIGE KRIEG UND DANACH 61
IN BAD PYRMONT 64

Bilder auf Seiten 6, 16, 32, 52, 60, 65.

DIE SPRACHE

Die kursiven Teilen sind auf Saterfriesisch (Strücklinger Mundart).
Zitate auf Hoch- und Niederdeutsch und Französisch darin sind wieder in Normalschrift. Es folgt eine Liste der schwierigsten Wörter:

aan einem ..
Aaste Osten
ädder früh
af, of ob
aine eigene
Äirm Arm
(s)äiwens abends
ätter nach
ätters nachher
äuwich heute Abend
bääfte hinter
Babe Vater
Bäiste Kühe
bale-baalde reden-redete
baddenje brennen
betjoond bedient
Bidden Kind
bloouked gesehen
Bukse Hose
buppe oben
dalich heute
Dai-Dege Tag-Tage
*dät, et** das, es
deel nieder
deer dort, da
do da, als/ die (Mz.)
Draachte Hosenträger
druuch trocken
dwo-diede-däin tun
Eed Torf
eenpeld einzeln
fäire führen; fahren
ferbjode verbieten
fjauer vier
Fjuur Feuer
fluch schön
fluks sofort
Foaks Fuchs (Pferd)
Gäärs Gras
gjucht recht
gunge-geen-geen
gehen-ging-gegangen
Haaldeel Hälfte
Haangst Pferd
häbe-häd-hied(e)-häiwed
haben-hat-hatte0-gehabt
*hie, er** er
hilkje heiraten
hoopje hoffen
houget braucht
huulje weinen
*iek ek** ich
ieuwen eben
ieuwenske neben
jee ja
Jere Jauche
Jier Jahr
*jo, se** sie (mz.)
*ju, de** die (w.)
*ju, se** sie
juun gegen
kaand gekannt
kemen gekommen
Keeuwe Kinn
Kniebel Knie
Koaster Lehrer
ko'/kon kann, können
Komer Zimmer
kuud, kude konnte
kwede-kwäd-kwad/ kwied- kweden
sagen-sage/sagt-sagte-gesagt
lachjen lachend
läip-läpper schlecht
läse liegen; legen
leken gezogen
leeuwe glauben
ljauer lieber
Ljowe Liebe
Ljude Leute
Maanske Mensch
maat möchte
mälich heute morgen
meemaakje mitmachen
menädder morgenfrüh
mieläwe nit nie
Midden Morgen
mou wie müssen wir
na nein
naan-neen kein-
naargends nirgend
(s)nagens nachts
nemens keiner
no'/noch noch
Nood Angst
Nudsiede Nordseite
ou ab
our, ouer ander-
ours sonst
Päie Kinderkleid
Plün Lappen
Putte Pforte, Tor
Rääd Fahrrad
rägels rückwärts
reke-rakt-rate-raat
geben-gibt-gab-gegeben
ron-ronnen lief-gelaufen
roupe-ropt-ruup rufen
saach sah
Säärke Kirche
Sände Sünde
schäl-schällen soll-sollen
scheen rein
schjüt schießt
schoot schoß
schuul sollte
sjo-sjucht sehen-sieht-sah
sjunge singen
sljucht schlecht
sogentich siebzig
statte stieß
steenhäd steinhart
stounde-staant-stuud- steen
stehen-steht-stand-gestanden
stuur schwierig
stuurwen gestorben
taanke denken
Taarfät Teerfaß
täärske dreschen
tälde (er)zählen
Tale Diele
tjo, träi (m.) drei
tjüüsterch dunkel
toacht dachte
toai zäh
Toarst Durst
Traal Drehung
Träidsingel Drahtzaun
träie dreimal
truch durch
twäie zweimal
Ulk Schalk
unnerwaiens unterwegs
uur über
Waain Wagen
wai hin
wäit naß
wäl wer
Wälle Quelle
Wäse Wiege
widde werden
wier wo
Wieuw Frau
wo wie
wo'/wol will, wollen
Wucht Mädchen
wul, wül wohl
wudelk wirklich
wudden geworden
wüül wollte

*enklitisch

Weitere Information auf http://seelter.110mb.com/

AHLRICH CORDES UND SEINE LEBENSBESCHREIBUNG

Als ich mit Sprachaufnahmen im Saterland anfing, war Ahlrich Cordes einer meiner ersten Gewährsleute. Als ich ihm auf Anraten seines Bruders Sixtus am 7.7.1969 besuchte, war er sofort bereit mitzuarbeiten. Von dem Tag resultiert eine Aufnahme von einer Stunde, in die er inmitten der Familie erzählt aus seinem bewegtem Leben. Drei Tage später durfte ich nochmals kommen, um einer Stunde Beschreibungen von jetzt lang verschwundene Techniken aufzunehmen, in dem er am Ende doch wieder auf sein Leben zurück kam.
Als ich dann nächster Sommer wiederkam in der Hoffnung, noch mehr über alte Techniken zu erfahren, war Ahlrich Cordes nicht mehr unter den Lebenden. Seine Familie empfing mich gastfreundlich und erlaubte mir eine Kopie seiner Handschrift zu machen, von der er auch in den Aufnahmen geredet hatte.

Diese Ausgabe ist eine Zusammenstellung der Handschrift und der auf Saterfriesisch gesprochenen Aufnahmen, wobei die Letzten kursiv gesetzt sind. Oft behandeln die Aufnahmen dasselbe wie Teile der Handschrift, sei es in einer mehr natürliche und bewegte Weise. Dabei gehen sie den bezüglichen Teilen der Handschift voraus. Bisweilen sind aber die Aufnahmen detaillierter als die Handschrift und auch werden hin und wieder sonstige Erlebnisse beschrieben. Diese Teile sind zwischen Teilen der Handschrift eingefügt an Stellen, wo sie chronologisch am besten passen.

Infolge der deutlich zu spürenden Wünsch des Herrn Cordes von seinen Erlebnissen zu erzählen, sie also zur Lehrung weiter bekanntzugeben, habe ich mich seit diesen Aufnahmen immer getrieben gefühlt, eine Herausgabe davon zu schaffen. Jedesmal sind aber Dinge dazwischen gekommen, und ich freue mich deshalb sehr, das Buch jetzt endlich nach 35 Jahren vorlegen zu können.
Herzlich danken möchte ich Frau Margaretha Grosser für die Durchsicht der hochdeutschen Teilen und die Familie Cordes für das Zurverfügungstellen der Bilder.

Pyt Kramer.

Dät Ooldenhuus bie de Strukeljer Säärke (Näibau uum 1903)

KINDHEIT UND JUGEND

Es ist meine Absicht, einiges aus meinem wechselvollen Leben niederzuschreiben, so weit es mir noch möglich ist. Einiges möchte ich aber bemerken, nämlich, daß die Welt von meinem ersten Denken bis auf den heutigen Tag einen Aufschwung genommen hat, den nur Menschen beurteilen können, die noch am Ende des vorigen Jahrhunderts geboren sind. Menschen, die noch gesehen haben, wie die älteren Leute voller Verwunderung die ersten Fahrräder begutachteten, aber auch wie sie in ihren alten Häusern aus Lehmmauern und mit einem Dach aus Hölzern, Stroh und Heide schon ahnten, daß eine neue Zeit anbrach. Nur unter welch hervorgehenden Umständen, könnte man nicht ahnen.

Als die ersten Fahrräder aufkamen, mußte ein jeder der sich ein Fahrrad zulegte, auch eine Fahrradkarte haben. Für den Gendarm war das eine angenehme Abwechslung, denn nun konnte er mit seinen gestriegelten Schnurrbart und einer hoheitsvolle Miene von jedem Radfahrer die Fahrrad-karte vorzeigen lassen, denn jeder mußte dieses so wichtige Dokument bei sich haben, Da es im allgemeinen noch keine Räder gab, ritt der Heger des Gesetzes auf einem Pferd, da er sonst in seinem weiten Gebiet, das ihm unterstellt war, nicht alle Sünder die es gar nicht gab, aufdecken konnte. Wenn die Menschen auch manches ahnten, war man sich über eins im klaren, daß der Mensch da oben aus der Luft herausbeißen würde, denn das würde der Herrgott nicht dulden.

Geboren bin ich am 18.3.1895 zu Strücklingen als ältester Sohn des Gerhard Cordes und Frau Wilhelmine geb. Schulte aus Utende. Mein Vater starb früh, am 2.3.1915. Im Mai desselben Jahres wurde ich zu der von mir so verhaßten Wehrmacht eingezogen. Wie furchtbar schwer mag mein Vater gestorben sein. Im Mai wurde ich zur Wehrmacht eingezogen.

Meine Mutter starb am 11.5.1938 und war zweiundsiebzig Jahre alt. Sie hatte es in ihren alten Tagen gut.

Mein Geburtshaus ist das Haus südlich der Kirche und wird heute von meinem Bruder Sixtus bewohnt, und er betreibt darin eine Bäckerei. Als landwirtschaft-licher Betrieb wäre es mit seinen etwa sieben bis acht Hektar auch nicht lebensfähig gewesen.

Awer dät Interessante waas uus oolde Huus. Dät waas iendeeld as two Huse. Ju Aastside waas n Eende Mure leken wudden - min Uurgrootfoar die is je Gemeindevorsteher wesen - häbbe se deer sun litje Schrieuwstowe fon moaked. Do is n Steenmure foar loangs kemen do. Un hier midde in e Köäkene waas n groot Fjuur, kuden se ründ um tou sitte. Hier wieren do Alkowen un n Gong, in dät Huus wier Eed oane waas, Tuwwelkekäller un t ganse Ho. In dät our Huus, wier de Bäiste wierene, buppe ape, deer koom

Roage un Boukete un sowät op. Un do moast dät Ho, foar do Bäiste dach, Jier uut Jier in, truch dän Gong, an t Fjuur loangs, in t Bääfterhuus oun ätter do Bäiste tou. Un t Huus is mieläwe nit opbaddend. Un dalich baddenje do Stene! Jo wieren uk je frommer as dalich, wan t grummelde, dan koom dät Wäiwater - die Busk je - uk an t Fjuur. Dät laitede die Grummel ou, meenden se. Un wuud uk beded dan bie t Grummeljen, dät dät Huus nit ienslouch, dan dan waas t je wäch. Un dalich fraue se sik, wan t oubaddent.

Geboren bin ich in dem uralten mit Stroh und Heide bedeckten Haus. Das alte Haus stand in nord-südlicher Richtung entlang der Straße. An der selben Stelle ist das neue Haus errichtet worden. Im Norden war die Einfahrt und im Süden war ein ziemlich großer Raum für Heu und Torf. In diesem Raum war unter dem Heu ein ziemlich großer Keller für Kartoffeln angebracht. Die Kartoffel war zu damaliger Zeit ein Hauptprodukt. Die Einfahrt ging von der Straße aus und da man mit Pferden den Wagen nicht hineinfahren konnte, wurde der Wagen mit den Händen hineingezogen und dann entleert.

An der ganzen Straßenfront war eine Mauer aus Hölzern, Stroh und Lehm, ohne ein Fenster. An der Ostseite war der Eingang zur Wohnung. Die Wohnung lag in der Mitte des Hauses, und man konnte von der Seite durch eine Tür auf die Diele gelangen. Von der Diele aus führte dann eine Tür in die Küche mit all ihren altertümlichen Herrlichkeiten. Hinter dem Feuer war ein offener Schrank, auf dem viele altertümliche Teller und Krüge standen.

An der Küchenseite war auch eine Mauer, aus Ziegelsteinen und mit vielen kleinen Fenstern. Die Wohnung bestand aus Küche, Kammer und drei Alkoven. Die Alkoven haben keinen besonderen Vorraum. Beim zu Bett gehen entledigte man sich seiner Kleider, legte sie auf einen Stuhl und kroch in die niedrigen Alkoven. Die Alkoven waren von der Fuß-sohle bis zur Decke 1,30 m hoch und 1,30 m breit. Sie waren in 0,70 m vom Fußboden mit Brettern ausgelegt, worauf eine gute Schicht Stroh als Unterlage ausgebreitet wurde. Auf dem Stroh wurde eine große selbsthergestellte Leinendecke ausgebreitet und an allen Seiten gut untergeschoben. Darauf wurden Bett und Kissen so schön aufgemacht, daß es sogar einen schönen und sauberen Eindruck machte. An den Feiertagen zu Weihnachten, Ostern usw. wurden rund an den Wänden schön bestickte weiße Tücher aufgehängt. Das ganze machte dann sogar einen feierlichen Eindruck.

Ich muß auch noch bemerken, daß in ungefähr 50 cm in Stuhlbreite rund an den Wänden von trockenem weißem Sand ein künstlicher Streifen gezogen wurde. Sogar unter dem Tisch wurde von dem Sande eine schöne weiße Blume zurecht gezaubert. Die Alkoven waren durch Lehmmauern voneinander getrennt und wurden durch einen Vorhang zugezogen. Der Hohlraum unter den Alkoven wurde für alle möglichen Sachen ausgenutzt. Ich muß noch erwähnen, daß außer den Alkoven noch eine Kammer als Schlafzimmer benutzt wurde.

Fröier woonden Unkel un Tanten un Biddene truchnunner. Ieke sliep bie min Unkel Hainrich. Dät is uk interessant. Dät leeuwe do Ljude dalich goarnit. Dan wieren je aal klamde Leemmuren un Alkowen. Un dan aan Midden moal, do hied die Kat deer ap Bääd Junge kriegen un min Unkel Hinnerk hied der träi fon dood laid.

Wie man sich in der damaligen Zeit behelfen muß, ist einem heute in der so üppigen Zeit nicht vorstellbar. Man muß sich mal vorstellen, daß in drei beengten Alkoven sechs erwachsene Personen und drei Kinder schliefen. Es kam auch vor, daß sich die Katzen über Nacht in die Alkoven einquartierten und dort ihre Jungen zur Welt brachten. Einmal hatte Onkel Heinrich von fünf jungen Katzen zwei tot gelegen. Es war dieses kein besonderes Ereignis, denn so etwas kam öfter vor. Für uns Kinder war das romantisch und schön.

Die Feuerstelle war mitten in der Küche, und über dem Feuer war ein großer Rauchfang angebracht. Auf der Feuerstelle stand ein sogenannter eiserner *Huund*, an dem das Feuer aufgestellt wurde. Als Brennmaterial kam nur Torf und Holz im Frage, das Einzige was man selbst hatte. Kohle kannte man zu damaliger Zeit auf dem Lande noch nicht. Oben auf dem Rauchfang stand eine kleine Öllampe in Form einer Gießkanne, die den Raum spärlich erleuchtete. Die Hauptbeleuchtung kam von dem Feuer.

Die Menschen hatten in ihrer Anspruchslosigkeit sehr viel Zeit, und dadurch herrschte eine große Geselligkeit. Über Tag ging man ins Moor zum Buchweizenland hacken. Wenn der Buchweizen im Jahr nicht gut geraten war und keine Erträge brachte, dann war die Armut um so größer. Auch die Bienenvölker, die es damals sehr viel gab, hatten durch den Ausfall der Buchweizenblüte keine gute Tracht. Die Korbimkerei wurde damals im großen betrieben Es gab Imker, die bis zu 80 Standkörbe hielten. Die Körbe, wie auch viele andere dazu gehörige Sachen wurden alle selbst hergestellt.

Bei den abendlichen Besuchen wurde das Strickzeug mitgenommen, denn Strümpfe wurden alle selbst angefertigt. Um das Feuer herum hatten zwölf Personen Platz. Da nur sechs Stühle vorhanden waren, hockten die anderen auf den Fußboden. Bei dieser Gelegenheit wurden auch sehr viel Spuk- und Gruselgeschichten erzählt. Da man noch sehr abergläubisch war, wurde sehr viel von dem Erzähltem geglaubt. Da wir manchmal länger aufbleiben durften, hörten wir uns das alles mit an, und gingen dann aus lauter Angst nicht alleine aus der Wohnung.

Mien Ooldenhuus, dät koast hier nit aan mäd ferglieke, deer waas naan Steen, neen Ponne oape, niks! Bloot n Taakhuus un dät Unnere waas je Holt. Un dan waas deer suudsiede n groot Hom, dät stuud deer uur. Un deerbuppe deer waas n Katule-Gat. Un do min Unkel Hinnerk moal - bie Dai sieten do Katulen buppe, in e Honeboolke - un do noom hie mie op n Äirm un kwad: "Jee, deerbuppe sitte do bee Katulen, sjuchst se wül?" "Jäi, sjo iek wül, jäi." Ja,

dalich rakt et aal nit moor. Deer is neen Katule moor, deer is naan Spächt moor, deer is naan Kauts moor, deer is niks deer. Ju Kultuur ferdärft de ganse Natuur.

Die einzige Abwechslung war, wenn die Zigeuner mit ihren abgemagerten Pferden durch den Ort zogen. Mein Onkel Heinrich nahm mich eines Tages auf den Arm und zeigte mir ein Eulennest oben in dem Gebälk. Die Eulen saßen oben und sahen mit ihren großen Augen aus wie die Katzen. Heute gibt es hier keine Eulen mehr. Der Mensch und die Kultur verdrängten die Natur.

Un naan Spieker oane, in t ganse Huus je nit. Alles mäd Holtproppen. Un unner dät Hom, deer spielden wie noch wul ful unner, so. Dät Noaberswucht waas n Kusine fon uus un dan spielden wie deer wul mäd. Deer waas t je immer druuch unner. Dät hongede gans n Eende uur.

An der Südseite des Hauses war ein weit überhangendes Dach, ein sogenanntes Hamm. Ich weiß noch heute, daß unter diesem weiten Überbau aus Balken und Hölzern, mit Stroh und Heide gedeckt, ein Zaunkönig sein Nest hatte. Auf dieses alles machte mich mein Onkel Heinrich aufmerksam, der selbst ein großer Naturfreund war. Unter diesem Hamm spielten wir Kinder oft, denn es war hier immer sehr trocken. Man war hier gegen die Unbilden der Witterung geschützt.

Wan iek him nu fertäl uk dät iek in e Jerekule falen bän, dät kon iek uk ja rauelk fertälle. Dät leet mie nu je nemens ou, waas iek two Jier, do makede uus Foar de Jerekule scheen. Un iek hied noch n Päie oane, dät hied me domoals noch, mäd de Bene uum t Oankel tou un dan stuud iek op e Kaante un kiekede dät tou. Un wät deer uutkeem dät waas ja smerich un dan gleed iek uut un do liech iek unner in de Kule. Do broacht uus Babe mie wier ätter buppen tou, ätter uus Mäme wai un ju wuusk mie wät ou, do waas dät ja wier goud.

Im Augenblick fallen mir einige Erlebnisse meiner ersten Kindheit ein, die ich erwähnen muß, sonst wären meine ganzen Aufzeichnungen nicht vollständig. Als ich zwei Jahre alt war, schaute ich meinem Vater zu, wie er die Kompostgrube entleerte. Ich stand am Rande und schaute ihm zu. Plötzlich rutschte ich aus und fiel in die zwei Meter tiefe Kuhle. Er nahm mich unten im Empfang und brachte mich wieder nach oben. Ich war dabei ziemlich dreckig geworden, denn man hatte in dem Alter noch keine Hose an, sondern ein Kleid wie kleine Mädchen. Die Holzschuhe blieben an den Füßen, da sie mit einem Band um die Enkel festgebunden waren.

Un do, leter wai, n Jier leter, dan moast iek min Brouer Hainrich wääsje, dät waas je mäd n Wääse, buppe sun Ruller, sun Tau deran. Un dan stuud de Köäkendore epen; uus Babe un uus Mäme wieren an t täärsken un do kiekede iek deer ja aal wai. Un kiekede nit ätter de Wäse, iek reet ja bloot, died soman n Hoal, do flooch de Wäse uur de Kop, un uus Hinnerk mäd de Käsene flooch

in de Kööakene oun. Un dät weet iek noch, dät iek do n Bukse oan hiede, do makede iek de Bukse wäit, foar Nood.
Jä, un do kemen Usen oun un soachten eerst uus Hinnerk deer uut do Käsene hääruut, un liech him wier in de Wäse oun. Do kemen se ätter mie tou un streken mie uur n Kop: "Wääs man stil, is aal goud geen, is aal goud geen." Jee, dan waas t uk je wier goud.

Als ich drei Jahre alt war, mußte ich mich schon um meinen Bruder Heinrich kümmern. Eines Tages waren mein Vater und meine Mutter auf der Diele am Dreschen, und ich mußte meinen Bruder wiegen. Durch den Vorfall, der nun passierte, weiß ich, daß ich eine lange Hose an hatte. An der Wiege war ein langes Tau befestigt, welches oben an der Decke über eine Rolle gespannt war. Bei dieser Gelegenheit schaute ich meinen Eltern beim Dreschen zu und achtete nicht auf die Wiege, bis dann plötzlich die Wiege umkippte und Heinrich mitsamt den Kissen mitten in der Küche lag und ordentlich schrie. Ich blieb wie erstarrt stehen und machte aus lauter Angst die Hose ordentlich naß. Vater und Mutter kamen schnell herbei, nahmen Heinrich vom Fußboden auf und legten ihn wieder in die Wiege. Sie kamen dann zu mir, streichelten mir die Haare und Wangen und sagten, daß ich keine Angst haben brauche, denn es wäre alles gut gegangen. In dem Moment war ich glücklich und paßte auch besser auf. Durch diesen Vorfall weiß ich auch, daß ich mit drei Jahren eine Hose an hatte. In dem Alter, in dem ich mich befand, ist es eigentlich nicht möglich, daß ich mich daran erinnern kann und doch stehen mir diese beiden Bilder noch deutlich vor Augen.

Als wir nun älter wurden, fingen auch die kleinen Dummheiten an. Die alte Kirche war schon vor meiner Zeit abgebrochen; sie soll zu klein und auch baufällig gewesen sein. In der Ecke Kirchweg und Straße hatte man eine ziemlich lange und starke Notkirche gebaut. Vor dem Bau der alten Kirche mußten die Strücklinger in die Ramsloher Kirche gehen. Auf dem alten Friedhof stand noch länger der alte Glockenturm mit zwei Glocken und sechs Schall-löchern. Durch die Schallöcher bombardierten wir oft die Glocken mit Steinen, zogen mit vereinten Kräften an den beiden Taue bis die Glocken anfingen zu läuten und liefen dann schnell fort.

Mit dem Bau der neuen Kirche fing man um 1890 an und wurde Ende 1901 fertig gestellt. Ich glaube, daß der erste Gottesdienst zu Anfang 1902 in der neuen Kirche war. Für die Kirchenbesucher war das bestimmt ein erhebender Augenblick. Die Zeit in der die neue Kirche gebaut wurde, war für uns Kinder eine Zeit voller Ereignisse, denn es gab für uns täglich etwas Neues zu schauen.

Die Bauzeit an der Kirche dauerte immerhin über zwei Jahre. Als das Kreuz auf dem Turm hochgezogen wurde, riß in etwa 40 m Höhe das Seil und das schwere Kreuz zerschellte am Boden. Ich weiß nicht, wieviel Mann an dem Seil zogen, aber sie fielen alle zusammen rückwärts über. Als wir das sahen,

mußten wir herzhaft lachen. Verletzt wurde dabei keiner. Daß alle nüchtern waren, glaube ich nicht, denn der Pastor wetterte auf der Kanzel oft über das viele Alkohol-trinken.

Ich hörte zu, wenn die Älteren darüber sprachen, auch wenn der Pastor kritisiert wurde. Denn, hatten die oben auf dem Gerüst gerufen, ein Trinker wurde das Himmelreich nicht erleben, aber ein Geizhals noch viel weniger. Dieser Anspruch rührte daher, der Pastor hatte viele und schöne Apfelbäume. Wenn dann im Herbst die Äpfel reif waren, wurden die Bäume heimlich ein klein wenig abgeerntet, vor allen Dingen in den beiden Jahren, in denen die Kirche gebaut wurde. Er predigte dann viel über des Nächsten Hab und Gut.

Die Bänke aus der alten Kirche stehen heute in der neuen Kirche an beiden Seiten an der Mauer entlang. Kurz nach dem Neubau der Kirche wurde nach der Ostseite der Friedhof auch verbreitert. Gleich nach dem Neubau der Kirche bauten wir ein neues Haus. Das alte, für uns so romantische Haus, wo Generationen drin gewohnt hatten, wurde abgerissen.

Um dieselbe Zeit wurde in Scharrel von den Gebrüdern Halbach eine Ringofenziegelei errichtet. Die Gebrüder hießen Hugo Ernst und Fritz Halbach. Die Maschinen für diese Ziegelei wurden im Dorfe bei Niehaus ausgeladen. Dieser Einschnitt von der Ems aus ging bis zum heutigen Uhrmacher Wilken-schen Hause. Die Maschinen für die Fabrik wurden auf der Straße auf Bohlen gelegt und drei Gespann Pferde zogen die schweren Maschinen jeweils eine Bohlenlänge weiter, eine langweilige und schwere Arbeit. Zum Glück war kurz vordem die Straße vom Drescheweg bis Ramsloh ausgebaut. Vordem ging die Straße nur durch den Ort.

Alles was wir sahen, war die erste Entwicklung um die Jahrhundertwende. Da ich der Älteste war von den Kindern, wurde ich von meinem Vater und Konrad und vor allen Dingen Onkel Heinrich überall mit hingenommen und dadurch wurde mir schon früh alles gezeigt und erklärt, wovon wohl vieles in meinem Gedächtnis haften geblieben ist. Onkel Heinrich, ein Naturmensch, hat mir wohl am meisten gezeigt und erklärt. Früher wurden auch viel Schlingen gestellt zum Krammetsvogelfang. Onkel Heinrich nahm mich dann auch öfter mit; ich lief auch vorne weg. Wenn ich dann einen Vogel hängen sah, schrie ich laut und rief: Onkel Heinrich, hier wieder ein Krammetsvogel, oder auch Drossel und Amsel.

IN DER SCHULE

Als ich sechs Jahre alt war, wurde ich schulpflichtig. An dem Tag hörte für mich, wie auch wohl für die meisten Kinder, der schönste Abschnitt meines Lebens auf. Die erste Zeit in der Schule war für mich eine vollkommene Freiheitsberaubung. Als ich eines Tages in der Nähe der Schule den Kuckuck rufen hörte, stand ich von meinem Platz auf, ging an das Fenster und rief auch: Kuckuck. Ich hatte für einen Moment den Zwang abgestreift und war Naturkind in Gottes freier Natur. Der Lehrer Norenbeck holte mich dann zurück auf meinen Platz und sagte: Das ist ja ganz schön, aber jetzt müsse ich etwas lernen.

In de Unnerklasse waas iek de Buppeste wesen, dät wist iek noch. Do hied die Unnerkoaster mie n Sädel däin, moast iek nu oawers man ins optälle tou Kaisers Gebuurdsdai. Un dan häb iek mie deer äiwens bie deelsät. Iek kwad tou Usen: "Iek kon t äuwich uk nit moor lere, dan lese iek et menädder ou." Un ourdai smiddens kaand iek et uk.

Ich ging ungern in die Schule, und das Lernen war mir ein Greuel. In der unteren Klasse habe ich noch etwas gelernt, denn ich war im 4. Jahr öfter sogar der Erste und mußte zum Geburtstag des Kaisers folgendes Gedicht aufsagen:

Heut ist des Kaisers Ehrentag,
ein Freudentag im Land.
Drum reiche ich als deutsches Kind
dem Kaiser Herz und Hand.

Ich habe meinen Kaiser lieb,
den Fürsten, Staat und Gut.
An seiner Seite will ich stehn,
ihm opfern Gut und Blut.

Hör Kaiser auf mein kindlich Wort,
jetzt bin ich zwar noch klein.
Bin größer ich und kommt der Feind,
dann schlag ich mutig drein.

Dieses Gedicht, als zehnjähriger Junge aufgesagt, sollte sich später bitter bewahrheiten. Meine Mutter hatte an dem Tage auch Geburtstag.

Un keem our Koaster, af iek in de Buppeklasse keem. Un iek häb sun kolossoale Stämme häiwed tou sjungen. Un do moast iek bloot sjunge, Leren wuud goarnit an toacht. iek häb in de Buppeklasse weerhaftich niks leerd, bloot sjunge. Un dät koast nit ätterhaalje wier.

Als ich dann im Mai in die Oberklasse kam, hörte mein Lernen ganz auf. Dieses

hatte zwei verschiedene Gründe. Erstens war ich nur ein mittelmäßiger Schüler und hatte auch keine Lust zum Lernen. Zweitens mußte ich schon sehr früh arbeiten, weil mein Vater krank war und wie schon erwähnt, sehr früh sterben mußte. Das Schlimmste war, daß der Hauptlehrer auf dem Standpunkt war, daß Kinder gar nicht soviel lernen müßten. Das sei nicht gut.

Min Foar, die hied n Gebit, so raat n twäidet nit. Do ganse Tuske, as wän se der oun semäntierd wierene. Dän Knoke, dän hie nit stukken kreech, dän kreech die Huund uk nit moor stukken. Ja, un moast daach mäd sien härlike Gebit mäd sogenunfjautich Jier dood. Dan häd er noch tou uus Mäme kweden: "Jä, wän k die mien Gebit nu noch läite kuud." Dän ju hied n sljucht Gebit. "Wän k die mien Gebit nu läite kuud." Deer waas noch naan Tusk ute, deer waas neen Gat oane, niks.

Das Schönste für mich in der Schule waren die drei Wochen Herbstferien, wenn ich auch mit meiner Großmutter die ganzen Kartoffel mit ausforken mußte. Kaisers Geburtstag, als wir nach dem blöden "Heil Dir" im Siegenkranzlied nach Hause gehen konnten.

Das Allerschönste zur Winterzeit war doch das Schlittschuhlaufen. Da es damals noch keine Entwässerung gab, waren schöne große Eisflächen vorhanden, Bei starkem Winter kamen die Holländer auf ihren Schlittschuhen bis nach Strücklingen. Die Holländer waren recht gute Schlittschuhläufer. Oft mußte der Schneepflug die Straßen vom Schnee säubern, weil sonst der Postwagen, der von Hanekamp aus Scharrel gefahren wurde, nicht durchkommen konnte. Als die Bahn gebaut wurde, hörte auch das letzte Stück aus der langen Vergangenheit, aus der alten Zeit, auf.

1909 wurde ich aus der Schule entlassen. Ich war zwar glücklich, daß ich die Schulbank nicht mehr zu drücken brauchte, erkannte aber auch, daß der schönste Zeitabschnitt des Lebens, der kindlichen Freuden, Dummheiten und Flegeleien, endgültig vorbei war. Ohne daß man es damals richtig ahnte, war es der herrlichste Abschnitt des Lebens, die nie wiederkehrende Kindheit. Wie oft hat man heute schon gedacht: könnte man doch ewig Kind bleiben.

Auch die ersten Jahre nach der Schulentlassung kann man noch als schön bezeichnen, wenn man auch - wo der Mensch sich ganz allmählich formte - oft nicht wußte was man mit sich anfangen sollte. Aus all den Jahren bis zum 20. Lebensjahr, wo man glücklich und unbekümmert durchs Leben ging, kann ich nicht viel berichten.

Ja, dät waas so, ätters uut e Schoule, do Döägenichteräien aal kon me nit aal goud fertälle. Ätters do uut e Kriech kon me uk niks fon fertälle. Et is aal naan Tswäk. Awer do keem aan tou Eedferkoopjen bie mie, fon e Geerde, un hie waas uk je n gouden Droanken. Un dan sailden wie ätter Huus tou, waas ja tjüüsterch. Un dan wieren wie bee so besepen, iek fäl deer deel, un die Our die

liech so rägels op n Disk, do Draachte hongeden deerunner. Un uus Mäme ju waas deerbie opwaked, ju waas ja op Bääd. Dan kumt min Brouer Sikke un uk Hainrich erou un dan kwad ju tou do bee fon: jo mouden oppasje, jo sunt allebee deelkemen, man jo sunt nit wier hoochkemen. Un do maakje se Lucht oun, un lääs iek so un Oojeman lait so un do Draachten so bääfte uut. Du kwede se noch: dät hied apnumen widde most, ju Bielde, fon uus bee domoals, ni. Jä o God uu God.

Ja, fon früüer, deer hied iek moal n interessanten Fal, dan wudden fröier Wai-aarbaiden ferraat. Un dan min Foar, un Prüke Jan un Hunt Wülm, do aarbaiden immer mädnunner, un droanken jädden aan früüer, hieden bloot ja dät Jäild nit so. Un dan wieren se deer ap e Säärkwai tougong, un ieuwnske Pastoor sien Huus in Strukelje. Un dan kwad iek tou uus Mäme - et geen ätter tjo Ure tou -: "Iek leeuw, iek mout moal wai, deer, do kume nit moor hooch leeuw iek. Un dan geen iek ja runner, un min Foar hied ne ganse Glats hied hie, un dan seet er so op e Kniebele, un kiekede aal. Muts hied er oawe, un dan keem iek deer: "Ja, wo is t, wo' Jie uk noch Middai häbbe?" "Jäi, jäi," kwad uus Foar. Man hie kiekede aal, iek toacht hie kon goarnit hooch, so besepen is er. Bit toulääst do toumoal, Mutse liet er läse, statte er sik hooch, un do wät er lope kude, in Sproange ätter Huus.
Un do stuud Vikar Grote, dät waas sun Ulk waas dät, die staant foar e Dore un haalt sik de Buuk ja fääst foar laachjen, dät Slump-Gert in Sproang ätter Huus mout, lope mout, wail er so besepen is. Un dan ouer Sundai, waas Kinnerlere, dan lät die Vikar uk räide wät aal Sände is. Un uus Mäme waas uk ja in e Säärke. Un dan kwäd die Vikar uk tou do Biddene: Ja, af t dan uk Sände is, wän Strukeljer Buren besepen sunt, un lope dan in Sproang ätter Huus. Die een kwäd fon jee, jäi un de ouer kwäd fon na, un dan kwäd hie fon: "Na, wän se man in Sproang ätter Huus lope, dan is t noch neen Sände. Un dan kumt uus Mäme ien in Huus un schäält ja mäd uus Foar deeruur, nit. "So, deer hääst et. So un so häd er kweden deer in de Kinnerlere" "Döikes Kärrel, wo' k wäil wier kriege" kwad er.
Un dan, die Kärel die kuud wul füftich Mon unnerhoolde, un preetje kuud er goarnit. Dät waas aal: "Andächtige Kristen, andächtige Kristen." Un uus Foar die seet immer op n Bichtstoul, wieder keem hie nit. Dan tälde hie sien andächtige Kristen. Dan keem Vikar Grote moal wier oun: "Ja Gert, wu gait?" "Goud". *Fertälle sik ja wät un dan kwäd uus Foar tou him:* "Weetst uk wol, Vikar, woofel Moal as "andächtige Kristen" Sündag in e Preedigt sägt häbt?" *Dan wuud er sun bitje stutsich:* "Nee, dat weet k nich, Gert." "Ja, achsig Mool," *kwäd uus Foar.* "Ja, is wirklich woar, Gert?" "Wän ik sägge, dan stimt et, joa." "Ja, da s uk richtig dan." *Un do kwad uus Foar as er wääche waas: "So, nu häd er sien Fät wier, ni." Dät wieren früüer Terbanten, deer, do Oolde, do. Deer koast die tou ferläite.*
Deer genen uk moal so n Ünnerman un e Moorman, kemen uut e Wirtschaft, do stuud ap e Äkke dät Missioonskrüüs wier früüer e Kapälle steen hiede. Un dan gunge jo ja ätter Huus, allebee besepen. Un die Moorman, die waas wät kristelk dan. Un dan kwäd die Moorman tou dän Hund: "Mari Josep, mälich tou

de Kommunioon un nu besepen an uus ljowe Heergod foarbie". Man die oolde Hund die gript him an un ropt: "Kum, in Sproang deran foarbie." Do gunge se in Sproange foarbie un as se foarbie sunt do kwad de oolde Hund: "Wo is t nu?" "Goud geen" kwäd die oolde Moorman do. Jä, die Hailand häd ja goarnit bloouked, jo sunt in Sproange foarbie ronnen, nit. Früüer, dät wieren Bursken deer, deer koast die tou ferläite. Do Originoale hä wie dalich nit moor, do sunt wääche.

Da mein Vater sehr krank war, mußte ich immer schwer arbeiten. Als ich älter wurde, habe ich oft darüber nachgedacht, wie schwer mein Vater wohl gestorben sein mag. Noch so jung - erst 47 - und mit dem Bedenken, daß meine Mutter mit uns alleine bleiben würde und ich Soldat werden mußte.

Ahlrich Cordes as Suldoat

IM KRIEGE

Am 20. Mai 1915 wurde ich zur Wehrmacht eingezogen und in Hameln ausgebildet. Ich kann nicht sagen, daß ich gern Soldat war. Der Gruppenführer, der wohl ahnte wie mir das alles zuwider war, trat mir einmal bei “Gewehr über” auf die Zehen mit den Worten: “Halten Sie Ihr Gewehr gerade!” Da er auf meinen Zehen stand, nahm ich im Glied das Gewehr ab. Da der Unteroffizier in der Nähe war, sagte er mit einem wütenden Blick zu mir: “Nehmen Sie Ihr Gewehr über!” Nach diesem Vorfall ließ er marschieren, sicher mit dem Gedanken, mich als Letzten ordentlich hochzunehmen. Nach einiger Zeit, als er schon einige herausgezogen hatte, rief der Unteroffizier Thiele, der den Vorfall sicher bemerkt hatte: Cordes austreten! Damit hörte dann die kleine Schikane schnell auf.

Als unsere Ausbildung in Hameln beendet war, kamen wir drei Wochen nach Munsterlager. Von dort fuhren mein Jugendfreund Johann Gerdes (Postjann) und ich zum letzten Mal in Urlaub, ich mit Stiefeln und Feldmütze. Mein Freund Johann ließ sich aber noch für 2 D.M. einen Extraanzug geben. Ich sagte noch zu ihm: Aber, Johann, wie kannst du für so einen Anzug zwei Mark ausgeben:

Da wir am nächsten Tag wieder schweren Dienst hatten, mußten wir, um früh genug in Munsterlager zu sein, mittags um ein Uhr mit dem Zug fahren und waren dann um sieben Uhr abends in Münster. Fuhren wir aber abends um sieben Uhr, dann kamen wir erst nachts um zwölf Uhr dort an. Als ich meinem Freund sagte, daß wir mittags fahren müßten, lehnte er ab und sagte, daß er um sieben Uhr fahren würde. So fuhr ich alleine um ein Uhr mittags und Johann abends um sieben Uhr.

Wie ich nachher hörte, hat er von zu Hause nicht fort kommen können. Ich konnte ja auch nicht ahnen, daß er schon in der ersten Schlacht in der Champagne fallen würde. Er wird es geahnt haben. Dieses Ahnen, daß er nicht wieder käme, muß furchtbar gewesen sein, wie für unendlich viele mehr. Ich hatte diese Ahnung nicht, mußte noch Furchtbares erleben, kam aber wieder, wenn auch schwer hirnverletzt.

Als unsere Ausbildung in Munsterlager beendet war, rückten wir Anfang September ins Feld nach Frankreich. Wir kamen dann in die so bekannte Herbstschlacht in die Champagne bei St. Souplet. Dort in der Hölle der Champagne ging das Gedicht, welches ich damals in der Schule aufsagen mußte, so richtig in Erfüllung. Der erste Eindruck ist wohl der Schlimmste, aber es war auch furchtbar: fünf lange Tage in diesem Trommelfeuer, wo man um sein Leben kämpfte und sich in den Kreidefelsen fest klammerte.

Ich habe damals geglaubt, daß man so etwas nicht aushalten könne, aber der Mensch gewöhnt sich auch an die Hölle. Wer es nicht erlebt hat, kann sich so ein Trommelfeuer größeren und kleineren Kalibers nicht vorstellen. Bei Nacht

hörte das Trommelfeuer auf, dann wurde das Sperrfeuer nach hinten verlegt. Bei Nacht griff der Franzose oft an, und zwischendurch beschoß er unseren Graben mit heimtückischen Minen. Es gab eben kein Entrinnen aus diesem menschlichen Wahnsinn.

Jäi, dät is n Schoulfrüünd, Postjan. Die is deer falen, un do waas er snagens noch bie mie. Un do kwad er: iek kume nit wier eruut. Do kwad iek noch tou him: Ja, man Jan, wo koast du sowät kwede, wie widde midden ja uumlööst. Jä, iek kum awer nit wier.

Bei all dem großen Sterben hatte ich nicht das Gefühl, daß ich fallen würde. Dagegen sagte mein Jugendfremd Johann Gerdes zu mir, daß er nicht lebend herauskommen würde. Wir lagen etwa zwanzig Meter auseinander und sprachen nachts, wenn etwas Ruhe war, oft miteinander. In der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober waren wir das letzte Mal zusammen und bei der Unterhaltung merkte ich, daß er sehr traurig war. Ich konnte ihn nicht anders trösten, indem ich zu ihm sagte, daß wir doch in der nächsten Nacht vom 5. auf den 6. Oktober abgelöst werden und diesen einen Tag wird es auch noch wohl gut gehen. Aber alles nützte nichts. Es gab für ihn keinen Trost und als wir auseinander gingen, haben wir uns die Hand gegeben und gingen beide weinend auseinander.

Un ouer Dai, ättermiddeges do uum tjo Ure, do häü deer en Aachtuntwintiger eroun, deer wier hie stude do. Häb iek fluks toacht: die is wäch, un aan Slangen fon Schäddel, do studen bienunner. Wieren uk wäch, häb iek goarniks wier fon blouked. Un do as wie eruut kemen, do meende iek, iek kuud deer je noch wät fon fiende. Awer dät kuud me sik jo goarnit taanke. Do keem deer aan fon do Ouer do uus oulöösd hiedene, keem ätter mie tou - waas n alleren Kärel, hied n Spitsboart - un fräigede mie, wät iek soacht. Iek kwäd je, min Jugendfrüünd die hied n Fulträffer kriegen un iek meende iek wüül noch wät..

Am selben Tag nachmittags um drei Uhr bekamen Johann Gerdes und Hermann Schlangen aus Scharrel einen 28 cm Volltreffer. Als das Ungeheuer rechts neben mir einschlug, wußte ich, daß mein Freund Johann und Hermann Schlangen nicht mehr da waren. In der selben Nacht wurden wir von Sachsen abgelöst. Begreiflicherweise war es für mich sehr schwer, ohne meinen Jugendfreund Johann zurückzugehen. Ich habe auch versucht irgend etwas von ihm zu finden, was aber in dem wiederholt aufgewühlten Boden nicht möglich war. Ein älterer Soldat kam zu mir und fragte, was ich suche. Er war einer von denen, die uns ablösten. Ich sagte ihm, daß ich noch gerne etwas von meinem Nachbar und Jugendfreund, der durch einen Volltreffer umgekommen war, finden möchte.
“Nein Junge,” *kwad er,* “mach schnell daß du wegkumst, die Reste von euerer Kompagnie sind schon fort. Du mußt diese Richtung genau nehmen, dann kommst du auf ein Wäldchen, da wirst du sie finden.” *Un do unnerwaiens do waas deer n Sweerferwuundeden die ruup mie an, iek schuul him meenieme,*

man dät kuud iek je nit. Iek kwad: “Iek seende fluks Ättergjucht”. Un du moast je truch dät Speerfjuur truch. Dät waas goarnit so eenfach, man deer bän iek je goud truchkemen. Man wan iek deer ankeem, deer stuud de Atlerie in dät Wäldchen.

Dieser ältere Mann sagte dann zu mir, daß ich doch schnell machen solle, daß ich aus dieser Hölle heraus käme. Er zeigte mir in der Dunkelheit die Richtung bis zu einem kleinen Wald und sagte zu mir, daß ich doch gut aufpassen solle, damit ich gut durch das Sperrfeuer komme. Dieser Mann war sehr besorgt um mich, denn ich mußte den Weg ja alleine durch das Sperrfeuer machen, da die Reste unserer Kompanie sich schon zurückgezogen hatten.

Beim Fortgehen habe ich dann bittere Tränen um meinen Jugendfreund geweint. Später verlernte man so etwas; die Gefühle stumpften ab. Heute verstehe ich nicht, wie ich allein auf mich angewiesen, heil durch das Sperrfeuer kam und auch das Wäldchen und meine Kompanie fand.

"Water..Wasser" häbbe iek kweden. Un wo meenst, dät eerste Kochgeschirr-ful häb iek je so deeldroanken. Die fluchste Wien kon je nit so wunderboar smaakje as dät Water smaket, wän du so uutteerd bäst. Wän du fieuw Dege deer so laist, in sun Schiete, sunner dät du wät krichst, du. Donnerwetter noch moal. Dan is Toarst läip.

Die Ersten, die ich antraf, waren von der Artillerie. Da wir die sechs Tage nichts zu trinken hatten, war der Durst unerträglich, und ich bat um Wasser. Man gab mir ein Kochgeschirr voll, welches ich in einem Zuge leer machte. Ein zweites wurde mir selbstverständlich verweigert. Bei dieser Gelegenheit habe ich festgestellt, daß Durst viel unerträglicher ist als Hunger. Die Essenträger kamen durch das Sperrfeuer nicht durch. Es wäre Selbstmord gewesen, denn die es noch versuchten, wurden vom Sperrfeuer verwundet oder sie kamen zu Tode.

Deer waas uk n Wälle, deer genen se immer noch wier wai un bleeuwen der bie läsen. Die Frantsose, die haalt se unner Fjuur, ju Wälle ju deer waas. Un do kuden sik eenfach nit behärskje moor. Dät häb iek immer no’ wul kuud, dät nütste je niks.

Rechts von uns, etwas zurück, war auch eine kleine Wasserstelle. Sie wurde von den Franzosen so unter Feuer gehalten, daß keiner lebend heran kam. Einige versuchten es doch und mußten meistens das Wagnis teuer bezahlen.

Die Franzosen griffen unsere Stellung fast nur immer in der Dunkelheit an. Es wurden hier sehr viel Farbige eingesetzt. Über diese armen Kerle wurden die größten Greuelmärchen, erzählt und dabei waren diese Naturmenschen treu wie Gold und taten was ihnen befohlen wurde. Bei meiner Gefangennahme am 7. Mai 1917 habe ich das selbst erfahren.

Nach dieser Schlacht in der Champagne war ich plötzlich um zehn Jahre älter geworden. Wir kamen einige Tage in Ruhestellung. Die Kompanie wurde wieder ausgefüllt und wir kamen dann vor Reims in Winterstellung, denn die Zeit der Offensiven war vorbei. Es war eine gut ausgebaute Stellung, aber furchtbar naß, denn der Franzose lag auf einem Höhenrücken und wir in dem niedrigen Gelände. Bei Regen wurden wir oft tagelang nicht trocken. Es war ziemlich ruhig, denn die Jäger die wir hier abgelöst hatten, waren mit den Franzosen gut befreundet gewesen und hatten mit den Franzosen auf Posten Skat gespielt, gescheite und vernünftige Männer.

Bevor wir die Jäger ablösten, wurde uns dies gesagt und es wurde uns bekannt gegeben, daß man solche Schweinereien nicht dulden würde. Als es hell wurde, riefen uns die Franzosen auf deutsch zu: Guten Morgen, zehntes Armeekorps!

Wir waren erst einige Tage in der Stellung, da war es mit der Ruhe vorbei. Wir mußten einige sogenannte Erkundigungsangriffe unternehmen, wobei es einen Toten und mehrere Verletzte gab, und vorbei war es mit der Ruhe. Der Erfolg war ein aufreibender Kleinkrieg. Auf diese Weise machten sich die Menschen das Leben selbst zur Hölle.

Bis kurz nach Weihnachten blieben wir in dieser Stellung. In der Heiligen Nacht stand man wie immer alle zwei Stunden auf Posten. Und wenn ich dann so stand, dann dachte ich bei mir als junger gläubiger Mensch: Das ist nun die heilige Nacht in der Christus geboren sein soll und statt Friede auf Erden nehmen wir uns gegenseitig das Leben, obschon wir uns nie gesehen und auch nie etwas zuleide getan haben. Ehrlich gesagt bekam man bei dem Denken und Vergleichen einen kleinen Knacks. Reden wir besser nicht darüber.

In dieser heiligen Nacht hatte ich die größte Sehnsucht nach zu Hause, nach meiner Mutter und meinen Geschwistern, nach Ruhe und Geborgenheit. Aber leider hatte sich der Wahnsinn der Menschen noch nicht ausgetobt. Man feiert Siege mit Glockengeläut und denkt an Tod, Blut und Tränen nicht. Denkt man heute daran, wenn eine Frau mit kleinen Kindern ihren Mann verloren hat? Oder an die Eltern die ihren einzigen, oder mehr Söhne verloren haben? Nein, man rüstet wieder auf zu einem neuen noch größeren Morden. Hoffen wir, daß es diesmal nicht gelingt.

Nach Weihnachten kamen wir in eine andere Stellung. Diese Stellung war schön trocken und auch gut ausgebaut. Wir lagen etwas tiefer als die Franzosen. Nicht weit vom französischen Graben, wo die kleine Anhöhe war, hatten wir drei gefährliche Vorposten-Stellungen. Dieser Vorposten war auch sehr unangenehm, denn es lag Schnee, und wir mußten abwechselnd je zwei Stunden dort liegen. Bei der Abwechslung waren wir jedesmal so steif gefroren, daß man sich fast nicht erheben konnte.

Die Erhöhung war mit kurzem Gestrüpp bewachsen. Dadurch konnte der Franzose uns nicht sehen, sonst hätten wir auch noch Blei in den Rücken bekommen. Dieser für mich vollkommen sinnlose Posten war wohl für den ruhigen Schlaf der höheren Offiziere hinter unserer Stellung gedacht.

Wir wurden hier jede Woche abgelöst und kamen in ein Lager am Abhang. Da man dieses Lager an dem ziemlich steilen Abhang nicht beschießen konnte, war es schön ausgebaut und hatte den wunderbaren Namen Paradieslager. Die meiste Zeit verbrachte man mit Läusetöten, und nachts vertrieb man die unzähligen Ratten mit einem Stock. Diese Biester waren ungewöhnlich frech, selbst die Schuhe an den Füßen wurden nachts benagt.

Als der Mai kam, konnte ich drei Wochen in Urlaub fahren. Es waren ohne Zweifel die glücklichsten Tage des ganzen Krieges, denn so schnell sollte ich die Heimat nicht wieder sehen. In Laon erhielt ich meinen Urlaubschein und fuhr mit dem beglückenden Gefühl nach Hause, endlich mal für kurze Zeit wie ein Mensch zu leben und Mutter und Geschwister wiederzusehen. Leider mußte mein Bruder Sixtus in den Tagen, wo ich zu Hause war, auch an die Front. Es tat mir sehr leid, denn er wußte noch nicht, was ihn dort erwartete.

Laon behalte ich immer in Erinnerung, weil man Laon vom Schützengraben aus immer sehen konnte. Da die Stadt auf einer Anhöhe lag, war sie weithin sichtbar. Darum schweiften immer sehnsüchtige Blicke nach dort, denn dort war Freiheit, Ruhe und Frieden.

Es ist ja selbstverständlich, daß wir uns alle freuten, als ich zu Hause ankam. Gearbeitet habe ich viel in meinem Urlaub. Man dachte zu oft an die Rückfahrt, an den Dreck und Tod und Grauen. Man dachte wieder an den Abschied von den Angehörigen und alles, was einem lieb war. Es war auch noch ein Trost, daß meine Mutter nicht allein sein brauchte wie es bei vielen der Fall war, denn Heinrich und Elisabeth waren ja noch da. Wenn man mir damals gesagt hätte, daß auch mein Bruder Heinrich noch ein Jahr in den so verhaßten Krieg mußte, dann hätte ich das nicht für möglich gehalten. Wir an der Front wußten doch schon, daß der Krieg für uns nicht zu gewinnen war.

Als der Urlaub dann beendet war, fuhr ich wieder zurück an die Front in eine ungewisse und abscheuliche Zukunft. Ein Gutes war dabei, daß ich nicht das Gefühl hatte, daß ich fallen würde. Man fuhr auch zurück mit dem Gedanken, daß man wohl nicht alle Kameraden wiedersehen würde. An meinen Jugendfreund Johann Gerdes dachte ich noch oft.

Als ich dann wieder bei dem Camp ankam, war schon wieder eine große Schweinerei im Gange. Meine Kameraden sagten, daß ich hätte zu Hause bleiben sollen; da hätte ich wenigstens ruhig schlafen können. Das erste, was ich sah war, daß Feldwebel betete, und eine Stunde später war er tot. Er war

ein sehr guter Mensch, auch als Vorgesetzter. Verschiedene andere Kameraden waren nicht mehr.

Mir selbst passierte auch etwas Sonderbares. Es war dunkel, und die Artillerie schoß nicht mehr auf den Graben. Wir lagen mit vier Mann in einem Granattrichter. Plötzlich mußte ich austreten und etwa fünfzehn Meter zurück und setze mich in einen größeren Granattrichter. In dem Augenblick höre ich bei den Franzosen eine Mine abschießen. Ich hörte das heimtückische Ding auf mich zukommen und legte mich flach in den Trichter, und in dem Augenblick schlug das Ungeheuer vor mir ein. Ich dachte sofort an meine Kameraden und lief schnell hin, mußte dann sehen, daß meine drei Kameraden tot waren.

Es war ein Volltreffer wie abgemessen, und man konnte sie nicht mehr erkennen. Ein Gutes war, daß der Volltreffer sie im Schlaf erfaßte und sie selbst die Gefahr nicht mal gehört haben. Weil dieser Vorfall so eng mit mir verbunden war, erwähne ich diesen Fall. Meine Kameraden meinten: “Mensch, hast du ein Glück gehabt.” Dieses war kein Einzelfall, weder bei mir, noch bei den anderen Kameraden. Mit einem Blick nach oben habe ich dem Schöpfer gedankt.
Im Heeresbericht hieß es dann: Außer kleineren Gefechten im Westen nichts Neues. Mit wieviel Not, Blut und Tränen diese kleineren Gefechte verbunden waren, ahnte in der Heimat keiner, bis dann das abgedroschene Wort kam: Auf dem Felde der Ehre gefallen.

Es dauerte noch kurze Zeit, dann wurden wir aus der Stellung herausgezogen und wurden hinter der Front für Verdun fertig gemacht, der größten und verlustreichsten Schlacht des ganzen Krieges. Diese größte Materialschlacht aller Zeiten soll auf beiden Seiten 500 000 Tote gekostet haben. Wenn man über so etwas Wahnsinniges nachdenkt, dann kann man nicht verstehen, wie es möglich war, daß vernünftige Menschen immer wieder zu einer solchen Massenschlacht geführt werden konnten. Aus Prestigegründen mußte immer wieder diese oder jene Höhe genommen werden, koste es was es wolle.

Bei Langenmark stürmte ein ganzes Regiment, aus Studenten zusammengesetzt, mit dem Deutschlandlied auf der Zunge in den Tod. Und das alles aus Prestigegründen, um dem Feind zu zeigen, was für einen Siegeswillen wir hatten. Der Franzose selbst soll sich die Frage gestellt haben: sind die wahnsinnig geworden?

Dieses ist später oft anders ausgelegt worden. Das stimmt aber nicht, denn genau so ist es gewesen. Wenn man daran denkt, was alles geschrieben steht, dann soll man an das Buch denken "Im Westen nichts Neues", denn das Buch soll ein Mann geschrieben haben, der selbst keine Front gesehen hat. Man muß ihm aber das Zeugnis ausstellen, daß das Buch ziemlich wahrheitsgetreu geschrieben ist.

Eine nebenan liegende Truppe will gehört haben, daß die Franzosen gerufen hätten: “Die sind wahnsinnig,” denn sie sind alle niedergemäht worden von den Maschinengewehren. Bei Verdun ist es vorgekommen, daß eine ganze Division sich geweigert hat in die Schlacht zu gehen. Da hat Clemenceau - der "Tiger" genannt - jeden 10. Mann erschießen lassen, da gingen die anderen. Bei uns brauchte man so etwas nicht, wir gingen schweigend zur Schlachtbank.

NACH RUßLAND

Eines Tages wurden wir verladen, und wir alle dachten, daß es nun nach Verdun ging. Als wir längere Zeit gefahren waren, merkten wir, daß es nicht nach Verdun ging, sondern nach Rußland. Wir freuten uns alle, daß wir nicht in die Hölle von Verdun brauchten.

Wir fuhren etwa eine Woche, bis wir dann in Kowel ausgeladen wurden. Die Russen waren in Wolhynien bei den Österreicher durchgebrochen. Die Österreicher kämpften nicht wie die Deutschen. Im übrigen war Österreich ein Staat, der aus verschiedenen Völkerstämmen zusammengesetzt war, Serben, Kroaten, Slowenen und weiß Gott was sonst noch alles dazu gehörte. All dieses Völkergemisch wollte doch nicht für die Monarchie Österreich kämpfen.

Als wir eingesetzt wurden, mußten wir gleich zum Angriff übergehen. Wir bekamen hier auch viel Verluste, freuten uns aber doch, daß wir nicht in der Hölle von Verdun lagen. Fast alle meine Bekannten aus Strücklingen und näherer Umgebung sind in den Kämpfen von Wolhynien umgekommen.

Die schlechteste Stellung hatten wir in dem etwas größeren Ort Kieselin. Hier lagen wir vor einem Sumpf, der nur an einigen Stellen zu begehen war. Da man sich dort nicht eingraben konnte, hatten wir keine ausgebaute Stellung. Zu unserem Schutz hatten wir ein paar Soden vor uns geschichtet, damit man uns nicht so frei liegen sehen konnte. Der Russe kannte auch die Übergänge über den Sumpf besser als wir.

Eines Tages lagen wir etwas zurück auf einem Gutshof irgendeines Großfürsten. Wir fanden hier Speck, Weizenmehl und alles was wir im Augenblick brauchten, um Pfannkuchen zu backen. In dem Hause war kein Mensch. Beim Hause weidete eine Stute mit Fohlen. Jetzt galt es, unseren Hunger zu stillen und da wir auch eine Pfanne gefunden hatten, buken wir uns den schönsten Kuchen.

Als wir dann so schön am Essen waren, war auf einmal Alarm. Der Russe griff aus einem Walde, der nicht weit vom Hause entfernt war, an, und wir mußten unsere schöne Mahlzeit im Stich lassen.

An den nächsten Tagen wurden wir abgelöst, und wir kamen etwas weiter nach rechts. Zarka hieß der Ort, der auch ziemlich zerschossen war. Hier lagen wir auf einer Anhöhe und hatten eine trockene und gute Stellung. Wir lagen am Rande des Sumpfes, und in einer Entfernung von zirka 600 Meter lag der Russe auch auf einem Höhenrücken. Der Sumpf zwischen den Stellungen war begehbar. Es war die schönste und ruhigste Stellung, die ich im ganzen Krieg gehabt habe.

In etwa 400 Meter von uns entfernt war in dem Sumpf eine grabenähnliche

Mulde, die in Form einer Brücke mit Brettern belegt war. Eines Abends als es dunkel wurde, fragte Leutnant Brandes unseren Zugführer Johann Bartjen und mich, ob wir die Nacht eine Schleichpatrouille machen wollten, um zu untersuchen, ob die sogenannte Brücke von den Russen besetzt wäre. Bartjen und ich sagten zu, denn dieser Gang war normalerweise für uns ungefährlich, und doch war er für uns beide fast verhängnisvoll geworden.

Da der Sumpf mit halblangem Sumpfgras bewachsen war, konnten wir fast ungesehen vorwärts kommen. Da wir nicht so schnell zurück wollten, gingen wir langsam, denn wir hatten Zeit genug. Nach etwa gut 300 Metern wollten wir uns ausruhen, legten uns hin und rauchten eine Zigarette. Bis dahin waren wir sehr vorsichtig gewesen, dieses war aber so leichtsinnig, wie es nicht schlimmer konnte. Zu allem Unglück schlief Bartjen ein.

Ich schaute gut nach allen Seiten um mich. Plötzlich sehe ich rechts von mir eine starke russische Patrouille, die uns wahrscheinlich betrachtet hatte und uns von rechts herum den Weg zurück abschneiden wollte. Ich stieß Johann Bartjen an und rief: Jann, der Russe!

Um einer Umklammerung zu entgehen, liefen wir so schnell wie nur möglich zurück und schossen im Laufen auch einige Male. Es sollte ein Alarmzeichen sein. Als wir unserer Stellung immer näher kamen, warfen wir uns hin und schossen. Ob wir einen angeschossen hatten, glaube ich kaum, denn in dem halblangen Gras und in der Dunkelheit hatte man kein Ziel. Und warum sollten wir auch einen Menschen erschießen?

Als wir dann in unsere Stellung kamen, war verständlicherweise alles in Alarm. Wir mußten unserem Zugführer Brandes den ganzen Vorgang ausführlich erzählen. Obschon wir gar nicht ganz an die Brücke herangekommen waren, war die Brücke nicht besetzt. Dieses für uns so harmlos scheinende Unternehmen hatte uns fast die Freiheit gekostet. Wir bekamen ein besonderes Lob, was wir in dem Maße gerecht verdient hatten. Wir nahmen das Lob aber ungerührt an.

Wie ich schon mal erwähnte, war ich kein besonders guter Soldat, denn mir war die Uniform eine Zwangsjacke. Doch habe ich - bevor ich am 5. Mai 1917 in die französische Gefangenschaft kam - etwas gemacht, was mein Leben zu 90 Prozent hätte auslöschen können. Ich werde über diesen Vorfall später berichten.

Eine Nacht hatte ich eine freudige Überraschung. Ich war vom Posten abgelöst und hatte mich gerade in meine Zeltbahn eingewickelt, als ich in meiner Saterländischen Sprache meinen Namen rufen hörte. Ich sprang auf und fragte wer denn da wäre und hörte, daß es Josef Brahm war, ein Nachbarsjunge von mir. Groß war meine Freude, denn solange Krieg war, hatten wir uns nicht gesehen.

Er war verwundet gewesen und war zu seinem Regiment 77 gekommen. Wie das in solchen Fällen ist, hat man sich viel zu erzählen, vor allen Dingen aus der Heimat. Ich habe ihn dann noch eine Strecke begleitet, bis er dann meinte, ich solle zurück gehen, damit ich mich nicht verirre. Ich habe ihn dann mit den Worten beruhigt, daß ich das Gelände kannte. Wir haben uns in Rußland nicht wieder gesehen, da wir selten eine feste Stellung hatten.

Einmal mußten wir schnell zurück, denn der Russe war links von uns durchgebrochen. Bei dieser Gelegenheit traf ich auch mehrere zivile Russen. Diese arme Menschen waren auch zu bedauern. Bei dem Durchbruch der Russen ist - glaube ich - auch Johann Hinrichs aus meiner Nachbarschaft umgekommen. Was ist doch der Krieg eine von Menschen angezettelte Geißel!

Eines Tages kam auch ein Freund von Bartjen und mir aus dem Urlaub zurück und hatte als Sohn eines Bauern gut was mitgebracht an Wurst, Speck und andere brauchbare Sachen. Wir hatten uns einen Augenblick unterhalten - wie immer über die Heimat und zu Hause - und einen Augenblick später wurde unser Freund verwundet. Dieser so gut mit Fettigkeiten ausstaffierte Freund wurde zurück gebracht und Bartjen und ich erbten seine ganzen mitgebrachten Eßwaren.

Da unser Magen sich erst an solche ungewohnte schöne Sachen gewöhnen mußte, wir aber im ersten Augenblick kein Maß hielten, wurde es für uns manchmal eine verdammt schwierige Angelegenheit, da der Magen zu oft eine gründliche Entlüftung forderte. Durch Enthaltsamkeit beruhigte sich der Magen dann wieder.

Wir teilten uns die schönen Sachen nun ein und da wir in einen Kartoffelfeld lagen, war uns das auch eher möglich. Es war inzwischen Herbst geworden. Über Nacht suchten wir uns etwas Holz zusammen und kochten uns Pellkartoffeln zu den ererbten Fettigkeiten. Damit konnten wir die Hohlräume in unseren Mägen ausfüllen. Wir hatten dann auch den Vorteil, daß wir nicht so oft entlüften brauchten, was bei Tage eine schwierige Angelegenheit war.

Da aber der Krieg weiter ging und damit die Sorge um unser eigenes Leben, konnten wir uns nicht lange mit solchen Nebensächlichkeiten aufhalten. Allgemein war der Krieg hier in Rußland nicht so aufreibend, weil wir mehr in Bewegung waren und nicht so dem fürchterlichen Trommelfeuer ausgesetzt wie in Frankreich.

Daß wir in Rußland viel Kameraden verloren, kam wohl durch die öfteren Angriffe, wobei der Russe uns mit Gewehrfeuer gut versorgte. Daß man im Krieg ganz unmerklich etwas verrohte, zeigt folgender Fall. Als ein guter Kamerad von mir fiel - Eilt hieß der arme Kerl - zog ich ihm die Stiefel aus. Da meine sehr schlecht waren und seine noch sehr gut, war diese Handlung für

mich in Ordnung. Eigentlich war das auch nicht so schlimm, denn wir beerdigten die Gefallenen nicht mit den Stiefeln. Heute könnte ich das nicht machen

Man hatte aber auch edle Gefühle. Einmal, bei einem Angriff begegnete mir ein russischer Soldat, dem war der ganze Unterleib aufgerissen, daß die ganzen Gedärme heraustraten. Er sah furchtbar aus und bat um etwas Trinken. Ich habe ihm meine Feldflasche vor den Mund gehalten und ihn trinken lassen. Das war wohl nicht gut, aber sterben mußte der arme Kerl so und so, denn wo war hier eine Hilfe, und jede Hilfe war auch wohl erfolglos.

Einmal sprang ich bei einem Angriff in einen Laufgraben und dabei einem schwerverwundeten Russen auf die Brust. Er schaute mich so groß an, daß ich ihm aus lauter Mitleid die Wangen streichelte und auch von dem wenigen Wasser in der Feldflasche zu trinken gab. Ich habe mich wirklich gefreut über den dankbaren Blick dieses Mannes. Der arme Kerl hatte genau so wenig Schuld wie ich. Solche Fälle der Menschlichkeit kamen öfter vor, auch dem sogenannten Gegner gegenüber.

Das Schwerste war mir immer, wenn man gute Kameraden beerdigen mußte. Ich habe immer gedacht, wenn jetzt die liebe Mutter oder die Frau mit ihren kleinen Kindern wüßten, daß im Augenblick ihr lieber Sohn oder der geliebte Mann hier in fremder Erde fern der Heimat beerdigt wurde. Wie manches Mutterherz ist daran zerbrochen.

Bei all diesen so traurigen Handlungen habe ich nie einen Geistlichen gesehen. Einen Geistlichen hatten wir einmal kurz vor einem Angriff, der im Walde eine heilige Messe gelesen hat, der wir beiwohnten. Die Messe war ungefähr zu Ende, als der Russe angriff. Wir bekamen hier ein ziemlich starkes Feuer kleineren Kalibers. Die Granaten schlugen um uns ein und trafen auch einige Pferde vor einem Verpflegungswagen. Pferde - habe ich festgestellt - schreien gewaltig auf, wenn sie schwer verletzt werden. Es hört sich nicht schön an.

Der Geistliche ließ sich aber deswegen nicht aus der Ruhe bringen und führte die heilige Handlung ruhig zu Ende. Als die Messe dann zu Ende war und wir zum Angriff mußten, segnete er uns und sagte, nun gehet in Gottes Namen. Einige sagten dann beim Fortgehen: Der hat gut reden, er kann zurück gehen. Ich konnte sie nur fragen, ob sie zum Angriff gehen würden wenn sie nicht brauchten.

Über so einen Angriff kann man nicht viel sagen, denn es gab Tote und Verwundete und selbst blieb man verschont. Man muß nur nicht glauben, daß Bartjen, Hilwers und ich bei den Angriffen beieinander waren. Jeder wurde in einer anderen Gruppe untergebracht.

Die Front beruhigte sich so langsam, denn es war inzwischen November

geworden, und es wurde für uns schon ziemlich kalt. Im Dezember wurden wir herausgezogen und wurden einige Tage später in Viehwagen verladen. Es war inzwischen so kalt geworden, daß wir uns freuten, wieder nach Frankreich zu kommen.

Unser Zugführer Leutnant Brandes sagte zu mir, daß wir jetzt in die Sommeschlacht kommen. Daraufhin sagte ich zu ihm, daß ich nicht mehr mitmachen würde, mir genüge es allmählich. Er wurde darauf sehr böse und sagte zu mir, daß er so eine Antwort von mir nicht erwartet hätte. Er beachtete mich dann nicht, was mir nichts ausmachte.

Wir kamen dann tatsächlich in die Sommeschlacht. Obschon die Schlacht vorbei war, hatten wir doch erbärmliche Tage und Nächte in dem Dreck und Schlamm. Von der Sommeschlacht muß man wissen, daß man hier und wieder einen sogenannten strategischen Rückzug gemacht hatte. Ich weiß nicht, in welcher Tiefe und Breite kein Haus weder Strauch noch Baum stehen geblieben war, damit man ein übersichtliches Gelände hätte. Man muß sich verstellen können, wie es in einem solchen Gebiet aussah. Die Wut der Franzosen über die Verwüstung eines so umfangreichen Gebietes war verständlich. Daß wir - die von der russischen Front kamen - darunter einmal büßen mußten, konnten wir nicht ahnen.

Es ist schön, daß auch in dem großen Dreck die Zeit nicht stehen bleibt. Nach etwa acht Tagen wurden wir herausgezogen und konnten uns vor Dreck gegenseitig nicht erkennen. In solchen Momenten sieht man aber keinen Monokelträger, der sich die Truppe ansieht. Ziemlich viel Verluste hatten wir auch noch wieder.

Wir kamen nun in eine ruhige Stellung und wurden nach einigen Tagen herausgezogen, konnten uns erst mal ein wenig säubern und kamen wieder in die ruhige und gut ausgebaute Stellung. Nach einiger Zeit merkte man, daß es so langsam Frühling wurde, und mit dem Frühling kam auch doppelte Sehnsucht nach Freiheit und Heimat und heraus aus dem Dreck.

Aus dem Dreck kamen wir heraus und wurden für ein neues Abenteuer fertig gemacht. Es war wenigstens eine angenehme Abwechslung. Ich glaube, daß es die Zeit war, wo ich mit Johann Bartjen nicht gut fertig werden konnte, denn seine Mutter war tödlich verunglückt. Man muß verstehen, daß dies ein furchtbarer Schlag für ihn war. Darüber konnte er sich verständlicherweise lange nicht beruhigen.

DIE HÖLLE AM CHEMIN DES DAMES

Gegen Mitte April kamen wir in die Hölle am Chemin des Dames. Es sollte dies der letzte Kampf für mich sein. Ich ging diesmal aber frohen Mutes in diese Schweinerei, denn ich wußte schon, daß ich am 7. Mai in Urlaub fahren konnte. Es war so am 17. - 18. April, als wir in Stellung gingen.

Von Gehen konnte keine Rede sein, denn die Front wurde immer mit einem starken Sperrfeuer belegt und dadurch kam eine Kompanie nie in voller Mannschaftsstärke nach vorne. Unser Zug mit Leutnant Brandes bezog ein Grabenstück von etwa 80 Metern, das rechts und links von Franzosen besetzt war. An beiden Enden waren starke Barrikaden aufgebaut.

Wir bekamen in diesem kurzen Stück zwar kein Granatfeuer und hatten dadurch am Tage ein wenig mehr Ruhe. Aber wenn der Abend kam, ging der furchtbar aufreibende Nachtkampf los. Der Kampf Mann gegen Mann mit Handgranaten, Revolvern und Gewehrgranaten. Das Allerhinterhältigste war noch die Gewehrgranate mit dem der Gegner sehr viel schoß. Wir hatten diese unheimlichen Dinger nicht.

Unser Zug war ungefähr siebzig Mann stark und da wir viel jungen Ersatz hatten, waren die Verluste groß. Wir hielten dieses Grabenstück vier Tage, aber am vierten Tage, als es dunkel wurde, hieß es auf einmal, daß der Franzose die von uns aus linke Absperrung durchbrochen hatte. Wir mußten nun unsere Stellung schnell aufgeben, wenn wir nicht in Gefangenschaft wollten.

In der Mitte der Stellung war ein unterirdischer Rückzugsgraben und, um uns zu retten, mußten wir dorthin. Zu allem Unglück wurde Johann Bartjen noch durch eine Handgranate verwundet an den Beinen. Ich nahm ihn an den Arm, und wir liefen so schnell wir konnten zum Rückzugsgraben. Bartjen fiel das Laufen ziemlich schwer mit seinen kaputten Beinen. Ein Kamerad vor uns warf dem Angreifer noch eine Handgranate vor die Füße. Dadurch kamen Jan und ich noch in den Rückzugsgraben. Ein Leibolt und ein Fritz Koch, die noch hinter uns waren, gerieten in Gefangenschaft.

Bartjen kam zurück und ich mit meinen zerfetzten Kleidern freute mich, daß ich noch da war, denn am 7. Mai konnte ich ja in Urlaub fahren. Da ich im Mai vorigen Jahres von Frankreich aus gefahren war, war es gerade ein Jahr her. In der Zwischenzeit waren wir ja auch ein halbes Jahr in Rußland gewesen. Daß man sich dazu freute, wird auch einer verstehen können, der daran nicht beteiligt war. Leider kam es anders, denn es kamen noch zwei Jahre Gefangenschaft hinzu.

Als wir aus dem Grabenstück heraus waren, bezogen wir eine etwas zurück liegende Stellung, wo auch noch ein halbverschossener Betonbunker war.

Von dem Nahkampf in dem Grabenstück möchte ich noch einzelne Kampfhandlungen erwähnen. Wenn es dunkel wurde, kroch ich aus dem Graben in einen Granattrichter, rechts von unserer Stellung. Von dort aus konnte ich sehen, wenn der Gegner angriff und konnte die Handgranaten viel besser und gezielter werfen. Unser Gruppenführer Unteroffizier Brümmer sagte zu mir: “Paß gut auf Cordes, daß sie dich dort nicht entdecken, denn du kannst dort doppelt so viel erreichen als wir hier von der Absperrung und bist auch noch viel sicherer als wir von der Barrikade.” In der letzten Stellung, die wir nun besetzt hatten, bekamen wir ein furchtbares Trommelfeuer welches verheerend unter uns aufräumte.

In diesen furchtbaren Tagen habe ich etwas gemacht was mich mit meinem Leutnant Brandes vollkommen aussöhnte. Man hatte nämlich von dem jungen Ersatz drei Mann auf Posten gestellt. Mit uns Älteren konnte man das nicht machen, da man mit neunzigprozentiger Sicherheit damit rechnen mußte, daß man zerfetzt wurde. Darum taten mir die drei jungen und noch vollkommen unerfahrenen Kammeraden leid. Wir kochten in dem zerschossenen Bunker, als der Leutnant mich plötzlich ansprach und zu mir sagte: “Ob die Drei noch leben, Cordes?” Ich sagte zu ihm, daß wir da mal nachsehen müßten, es wäre ja überhaupt Blödsinn, die Drei da in dem Feuer auf Posten zu stellen, sagte aber auch zu ihm daß ich den Gang wagen wollte. Da sagte er zu mir: “Daß wollen Sie machen Cordes?” “Jawohl Herr Leutnant”. “Sehen sie das furchtbare Trommelfeuer Cordes?“ “Jawohl Herr Leutnant, aber ich habe nicht das Gefühl, daß mir dabei etwas zustößt.” Da legte er mir beide Hände auf die Schulter und sagte: “Dann geh in Gottes Namen.”

Ich sprang in dem Feuerorkan von einem Granattrichter in den anderen, immer schnell wieder hoch, wenn eine neue Salve großer und kleiner Kaliber eingeschlagen war, immer blitzschnell von einem noch dampfenden Trichter in den anderen. Der Erste und auch der Zweite waren tot. Nun mußte ich noch den Dritten finden und erwischte ihn, ohne daß ich selbst verwundet wurde. Dieser arme Kerl lebte noch, ich stellte aber fest, daß er schwer verwundet war. Als ich fragte, ob er verwundet wäre, gab er eine undeutliche Antwort. Ich konnte ihn aber unmöglich alleine zurück schaffen und machte den Rückweg in derselben Weise zurück wie vorher, ohne daß etwas passierte. Ich meldete nun dem Leutnant, daß die beiden Ersten tot, der Dritte aber schwer verletzt sei. Ich sagte zu ihm, daß der Mann zurück müßte, man könne ihn nicht so liegen lassen.

Da fragte er, ob ich noch einmal wieder gehen würde, aber ich könne das nicht alleine. Da meldete sich Hornist Ahrens. Da Ahrens sonst nicht vorne war, sagte ich ihm, daß er sich ganz nach mir richten müsse, sonst kämen wir nicht lebend durch. Wir hatten das fast unvorstellbare Glück, daß wir mit dem Verwundeten lebend ankamen, aber leider war der arme junge Mensch zehn Minuten später tot. Dieser grobe Rücktransport der sich ja nicht vermeiden ließ, das Auf und Ab von einem Trichter in den anderen war wohl zu viel für ihn.

Ahrens und ich waren in Schweiß gebadet. Ich blutete am Finger, Ellbogen und Knie. Es waren aber nur kleinere Verletzungen, die man in der Aufregung gar nicht merkte. Der nun tote Kamerad hatte einen großen Granatsplitter hinten im Rücken. Ich glaube nicht, daß er überhaupt noch etwas gemerkt hat. Der Leutnant Brandes legte wieder seine beiden Hände auf meine Schulter und sagte zu mir: “Cordes, wie ich mich freue, daß Sie beide Gänge überstanden haben, wenn wir unsere drei Kameraden auch nicht mehr retten konnten. Warum haben sie das damals in Rußland zu mir gesagt? Ich wußte ja, daß sie nicht so sind. Ich werde Sie sofort fürs EK 1. Klasse vorschlagen, und daß sie zum Unteroffizier befördert werden. Die Meldung wird heute noch zurück befördert werden.” Johann Bartjen und ich wollten eigentlich nicht befördert werden, ich aber durfte dazu nur sagen “Jawohl Herr Leutnant.”

Es kam aber ganz anders, denn der Krieg ging weiter. Es war so, daß die Meldung wie ich später von Johann Bartjen hörte, bei der Kompanie angekommen sei. Der Kompanie Feldwebel hätte zu ihm gesagt, daß er bleiben solle, dann würde er zum Unteroffizier befördert werden und ob Cordes noch da sei, denn für den läge auch einiges vor. Bartjen hätte aber abgelehnt und sei zunächst in ein Lazarett gekommen. So hat Bartjen mir selbst erzählt. Jetzt, wo alles so lange hinter mir liegt, kann ich sagen, daß EK erster hat ein Mann bekommen, der in der Offensive in Urlaub war, und doch zum Unteroffizier befördert worden ist. Was sollten sie auch sonst damit anfangen, denn von unserem Zug wozu auch dieser Mann hörte, war keiner mehr da. Wie immer ging der Krieg auch nach diesem Vorfall weiter und kümmerte sich darum nicht, ob unsere Kompanie aufgerieben wurde.

Eines Abends fragte ich, wo Leutnant Brandes sei, denn er war nicht in den windschiefem Bunker. Wir suchten und fanden ihn einige Meter vor dem Bunker. Der gute Mensch war tot, denn der Kopf war ihm von einem großen Granatsplitter fast vom Rumpf getrennt. Dieser Leutnant Brandes war schwer verwundet gewesen, daß rechte Bein war ziemlich steif, beim Gehen zog er das Bein nach und doch hatte er sich wieder freiwillig an die Front gemeldet. Ich habe das nicht recht verstehen können. Er war eine Seele von Mensch, vielleicht hat in der Familie irgend etwas nicht gestimmt. Nun mußten wir neun Mann, die nur noch da waren, sehen, daß wir fertig wurden. Am anderen Morgen, als es hell wurde und das Trommelfeuer wieder anfing überlegten wir uns, daß wir uns eine kurze Strecke zurück ziehen würden, denn wir Neun könnten den Gegner auch nicht aufhalten, dann würde man den Trichter ohne Menschen finden. Es war der 5. Mai und der sechszehnte Tag in dieser Hölle, ohne einen Tag Ruhe und mit wenig Essen und Trinken. Ich glaube, die Erde wäre freundlicher gewesen, wenn Gott den Schöpfungstag der Menschen vergessen hätte.

Als wir erst eine kurze Strecke zurück gekrochen waren, trafen wir auf eine größere unterirdische Felsenhöhle von der wir nichts wußten. Es waren anscheinend viele Soldaten in der Höhle, habe aber nicht erfahren können, ob es die Ablösung für uns war, die dort vor dem Feuerhagel Schutz gesucht hatte. Wir waren noch kleine 20 Minuten in der Höhle als auch schon die Franzosen mit Flammenwerfern vor der Höhle standen. Es war ein Franzose, und all die anderen waren Schwarze. Ein Kampf wäre sinnlos gewesen und an ein Entrinnen war nicht zu denken. Wie wir hörten, war der rückwärtige Ausgang von schweren Treffern zugeschossen. Der Franzose drängte, und keiner wollte der Erste sein aus Angst vor den Schwarzen.

As Kriechsgefange
[Prisonnier de Guerre]

IN KRIEGSGEFANGENSCHAFT

Da nahmen Kamerad Köhler und ich uns ein Herz und gingen als die beiden Ersten aus der Höhle. Wir waren freudig überrascht, als der Franzose uns die Hand gab, Kamerad zu uns sagte und die Schwarzen dasselbe sagten. Als wir dann in den französischen Graben kamen, wußten wir im Augenblick nicht, ob wir rechts oder links gehen sollten. Es standen auch Schwarze dort und somit glaubten wir, daß wir rechts gehen sollten. Bei dieser Rechtswendung schlug einer der Schwarzen, der dem Köhler am nächsten stand, das gar nicht so kleine Krummesser dem Köhler mit einem wuchtigen Schlag in den Schädel, und der brach zusammen. Es muß ein guter Schlag gewesen sein, denn als er zusammensackte gab er nur noch einen stöhnenden Laut von sich. Als ich das sah, lief es mir kalt über den Rücken, und ich drehte schnell noch links ab und all die Anderen folgten nach. Schade um den armen Köhler, daß der sein Leben in dem Moment noch lassen mußte, wo die Hölle für uns aufhörte. Die Farbigen konnten so unberechenbar sein.

Wir lagen den Tag über hinter der französischen Linie. Am Nachmittag wurden wir nur von den farbigen Soldaten zurück gebracht, und ich habe daher wie morgens bei der Gefangennahme die Schwarzen wieder bewundert. Als wir das erste Dorf erreichten, das bewohnt war, drangen die Einwohner an den Zug der Gefangenen und gaben uns Fußtritte. Es war für uns erstaunlich zu sehen wie die schwarzen Soldaten mit ihrem aufgepflanzten Gewehr diese fanatischen Leute zurück drängten. Beim nächsten Ort wurden die Schwarzen von französischen Soldaten abgelöst. Hier kannte man nun die unterschiedliche Einstellung der einzelnen Menschen sehen. Wir kamen an einen Ortsbrunnen vorbei wie man sie in Frankreich in manchen Orten hat und baten um etwas zu trinken, denn wir hatten furchtbaren Durst. Die Soldaten gaben uns ihre Trinkbecher, damit wir trinken konnten. Wir freuten uns sehr über diese menschliche Einstellung, aber leider kam dann ein Offizier der ihnen verbot uns Trinken zu geben. Da ich gerade am trinken war, schlug er mir den Becher mit einem kräftigen Schlag mit der Hand am Munde weg. Mein Mund war nachher geschwollen. Hier kann man die Gesinnung vom gewöhnlichen Soldaten und Offizieren unterscheiden.

Dät waas uk je nit fluch fon de Frantsose dät er uus deer suffel Wieke deer in dän Träidsingel ienspeerde mäd fieuw Biskuits middens un fieuw äiwens. Un dan kregen we uk äiwens en Tasse Water uut n Taarfät. Ferherend waas dät joa, foar uus as Stroafe foar dän "Hindenburg-Rückzug" an de Somme. Un deerbie, wie kemen je fon Ruslound, wie wieren in de Somme wesen, awer ju Somme-Slacht an sik waas tou Eende. Aachte Dege sunt we der oane wesen, do kaanden wie uus awer foar Dräk uk nit wier, furchtboar waas dät deer. Un ku wie je niks an dwo.

Wir kamen dann in ein großes Auffangslager auf freiem Felde. Dieses Lager war mit hohem Stacheldraht umzogen. Aber die Behandlungsweise in diesem

Lager muß ich den Franzosen ein Zeugnis ausstellen, das man als unmenschlich und entwürdigend bezeichnen kann. Wir bekamen eine ganze Woche lang pro Tag morgens einen Becher aus einem Teerfaß und fünf kleine Kekse und am Abend dasselbe. Ihr könnt euch nicht vorstellen wie uns zu Mute war. Es lagen etwa fünftausend Mann in diesem Lager. Um unsere Notdurft zu verrichten hatte man lange Gräben gezogen. Über Tag standen eine Menge Soldaten an dem Drahtzaun, alles schwarze und warfen Brotstücke durch den Zaun, und wir Menschen aus einer fortgeschrittenen Welt balgten uns um diese Brotstücke, worüber sich die Farbigen dann köstlich amüsierten. In diesem Augenblick waren die Farbigen die Kultivierten und wir? So etwas Entwürdigendes und das gegen Menschen, die an dem ganzen Geschehen keine Schuld haben.

Über Tag gingen deutschsprechende Franzosen durch das Lager und fragten, ob wir auch Leibschmerzen hätten, wenn man dann sagte “ja sehr”, dann lächelten sie fein und sagten, daß das die Strafe für den Hindenburgrückzug an der Somme wäre. Ich habe mir dann die Frage gestellt, was können wir gewöhnliche Muskaten für den Hindenburgrückzug an der Somme und was können wir überhaupt für den ganzen Krieg? Warum mußten wir so leiden? Und, wenn man dann noch sah, daß diese Leute Offizier in diesem Lager waren und so einen schlechten Charakter hatten. Gewiß gab es Offiziere, die mit uns gehungert hätten. Wenn man über all dies nachdenkt, kann man den ganzen Schwindel nicht erfassen, und denkt mehr als gut ist, denn wir als Klasse sind eben nicht klüger.

Schon nach einer Woche fing das große Sterben an. Nach etwa 10 Tagen kamen wir in ein anderes Lager und bekamen 16 Mann ein kleines Zelt, wo wir längere Zeit gelegen haben. Das Sterben in diesem Lager nahm zu, denn die Beköstigung war hier vollkommen unzureichend, wenn es auch etwas Brot gab. Einige starben qualvoll und wieder andere lagen tot, ohne daß man etwas gemerkt hatte. Ich glaube, daß alle an Hungertyphus gestorben sind.

Nach zirka sechs Wochen kamen wir nach Orleans in ein großes Barackenlager und hatten wenigstens ein Dach über dem Kopf. Das Essen war auch hier wenig und schlecht, aber das Trinkwasser war gut. Wir abgemagerten Gestalten freuten uns schon über die kleinste Besserung. Eines Morgens lag mein rechter Nebenmann tot, ohne daß ich dabei aufgewacht war oder etwas gemerkt hatte. Wir waren nun schon ziemlich lange in Gefangenschaft, ohne daß wir hätten schreiben können.

Eines Tages wurden wir verladen, und zum ersten Mal wurde auch unser Name undsoweiter aufgeschrieben und unsere Leidenszeit für den Hindenburgrückzug schien vorbei zu sein. Wieviele Tote in den Lagern geblieben sind weiß ich nicht. Ich glaube nicht, daß es bei tausend geblieben ist und es sind auch wohl die für alle Zeiten als vermißt gemeldet wurden. Sehr enttäuschend war für mich, daß sich nie ein katholischer Geistlicher sehen ließ. Wir waren zum

Teil doch auch Katholiken, und sicher sind doch einige dabei gewesen die nach dem geistlichen Beistand verlangt haben.

Einundzwanzig Mann von uns wurden verladen und fuhren über Paris nach dem Süden. Wir freuten uns riesig, daß wir fortkamen in der Hoffnung, daß wir es endlich doch etwas besser haben würden, indem wir etwas mehr zu essen bekommen würden. In Paris blieben wir für die Nacht auf dem Bahnsteig liegen, warum wir nicht gleich weiter fuhren, weiß ich nicht. Wir sahen nun Paris bei Nacht, aber keiner von den Soldaten hatte noch Lust und Kraft, den Kopf zu heben. Am anderen Morgen fuhren wir weiter gen Süden. Am Nachmittag sahen wir in der Ferne eine schwarze Wand und glaubten, daß es ein Gewitter sei. Es waren aber die Hochalpen. Gegen Abend kamen wir in ein kleines Lager an, es hieß La Mure und war auch die Endstation der Bahn.

Wir waren in den Hochalpen und blieben fünf Tage in dem Lager. Von hier schlängelte eine kleine Gebirgsbahn weiter in die Hochalpen. Wir mußten hier die Gebirgsbahn von Unkraut säubern. Bevor wir morgens zur Arbeit gingen, gab es ein Napf mit Suppe und eine Scheibe Brot und mit fünf Pellkartoffeln gingen wir zur Arbeit. Wenn wir abends zurück kamen, gab es wieder einen Napf mit Suppe und eine gute Scheibe Brot. Es war schon mehr, als das wir vor der Zeit bekommen hatten. Am sechstem Tag fuhren wir morgens mit der Bahn weiter ins Hochgebirge. Ich sah einmal aus dem Fenster uns sah unter mir eine gähnende Tiefe und zog mich schnell wieder vom Fenster zurück. Es lief mir kalt über den Rücken. Mit dieser Gebirgsbahn ist später ein ganzes französisches Alpenjäger Bataillon verunglückt.

Um neun Uhr morgens kamen wir in der Endstation an und mußten einen Fußmarsch von 20 Km ins Gebirge bis zu unserem Arbeitsplatz machen. Auf dieser Strecke bis zum Arbeitsplatz zeigte sich die edle uns menschliche Gesinnung der französischen Soldaten, die uns begleiteten. Wenn ich sage, daß wir für die Strecke dreizehn Stunden gebrauchten, bis wir an unseren Bestimmungsort ankamen, dann kann man daran erkennen, wie weit wir heruntergekommen waren. Ich muß der Begleitmannschaft ein hohes Lob absprechen, daß sie uns auch nicht ein einziges Mal angetrieben haben, wie es sonst wohl mit Gefangenen geschah. Sie sahen, daß diese abgezehrten Knochengerüste mit dem besten Willen nicht konnten. Sie haben ihren Wein, den sie in Schläuchen über ihre Schulter trugen, uns gegeben. Sie haben an dem Tage selbst gehungert und gaben uns ihr Brot und Käse. Es war für uns einundzwanzig Mann nicht viel, aber man fühlte sich über so viel Menschlichkeit gerührt und glücklich, daß uns dabei die Tränen in den Augen traten. Ich glaube, daß ich das nicht zu verbergen brauche, denn es kam auch wohl zum Teil von der Schwäche. Als ihnen der Wein ausging, haben sie aus dem etwas tiefer gelegenen Fluß von dem klaren Gebirgswasser geholt und gaben uns davon zu trinken.

Um zehn Uhr abends kamen wir bei der Zivilkantine an und hatten dreizehn

Stunden gebraucht, um die 20 Km. zu bewältigen. Bis zur Baracke, wo unsere Kameraden waren, hatten wir noch etwa 200 Meter. Aber die Posten machten hier halt. Als die Zivilisten uns sahen, schüttelten sie die Köpfe und sagten auf deutsch übersetzt: “O Gott, o Gott, sind das noch Menschen”. Die Leute waren zum größten Teil Spanier, Italiener, auch einige Franzosen. Die Kantinenmutter war eine Französin und warf fünf Ringbröte auf die Erde die wir verzehren konnten. Als wir sie aufgegessen hatten und sie fragte, ob wir noch Hunger hätten, bejahten wir das und mußten dann in die Kantine kommen und bekamen Reis mit Pflaumen, fühlten uns dann aber gleich gesättigt. Es war wieder eine vom tiefen Mitgefühl zeigende Handlung uns gegenüber. Es war gut, daß einer von uns französisch verstand und sich bedanken konnte, aber auch wir versuchten unsere Dankbarkeit durch Gesten und einem glücklichen Lächeln zu beweisen.

Wir gingen zum ersten Mal seit langer Zeit mit einem vollen Magen zu unserem Lager. Als wir dort ankamen, standen alle unsere Kameraden vor der Baracke und machten große Augen, als sie uns ausgemergelte Gestalten sahen, und wir machten noch größere Augen, als wir diese sehr gut genährten Gesichter sahen. Sie wollten noch gerne etwas von uns hören, wie es an der Front und in der Heimat aussah, denn es waren einige dabei, die seit 1914 in der Gefangenschaft waren, aber wir mußten das auf den nächsten Tag verschieben, denn wir konnten nicht mehr und brauchten Ruhe. Am nächsten Tag ging das Erzählen los und wurden Gedanken und Meinungen ausgetauscht. Die aber seit 1914 in der Gefangenschaft waren, ließen sich verständlicherweise schlecht überzeugen.

Ich sagte ihnen, daß ich zu meinem Ärger zwei Tage vor meinem Urlaub in Gefangenschaft gekommen, vor einem Jahr von Frankreich aus gefahren wäre und nun aus der Hölle herauskomme und mich freue, daß ich bei ihnen sei. Von Ende Juni bis Ende Dezember sei ich in Wolhynien gewesen, wir hätten dort sehr viele Verluste gehabt durch die dauernden Angriffe, aber ein Trommelfeuer wie in Frankreich gäbe es dort nicht. Sie könnten sich die Materialschlachten in Frankreich nicht vorstellen. Wenn wir das Trommelfeuer aus der Ferne hören würden, käme ihnen das Grauen und würden sie sich nicht vorstellen können, daß in einer tage- und nächtelang dauernden Feuerkanonade noch lebende Menschen sein könnten. Wir hätten sechszehn Tage in der Hölle aushalten müssen und seien wie schon erwähnt mit ganzen neun Mann zerlumpte und halb verhungerte Gestalten von unserem Zug in Gefangenschaft gekommen. Das seien immerhin über 70 Prozent Verluste. Man konnte sie anscheinend nicht überzeugen, denn verständlicherweise schienen die Sehnsucht und das Heimweh stärker zu sein. Sie sollten uns betrachten und dann selbst in den Spiegel schauen, dann müßten sie doch überzeugt sein.

Wir waren inmitten im Hochgebirge bei Tunnelbau-Arbeiten. Am zweiten Tag wurde ich gefragt, ob ich als zweiter Mann mit in die Küche gehen wolle. Da

man nur an satt essen dachte, sagte ich freudig zu. Die Arbeit in der Küche gefiel mir erst sehr gut, und es dauerte nicht lange, da wurden mir alle Hosen zu eng. Wir konnten frei gehen wie wir wollten, denn über das Hochgebirge fliehen konnte keiner. Durch dieses sich frei Bewegen war das Leben ganz erträglich nach all dem was hinter mir lag. An den Sonntagen gingen wir auch wohl auf die Alm. Es weideten hier sehr viele Schafe, alles schöne fette Tiere. Kühe konnten hier oben nicht fertig werden, weil das Gebirge oft steil und zerklüftet war. Das Unangenehme als Koch war, daß hier vierzig Österreicher waren, alles Kroaten, Slowenen und was es sonst alles in der dortigen Monarchie gab. Mit diesen Menschen konnte man schlecht fertig werden, denn sie hatten immer etwas über den Kaffee und das Essen zu sagen. Ein richtiger Österreicher war nicht dabei. Das Gute war, daß wir in der Mehrheit waren, sonst hätte es mit denen blutige Auseinandersetzungen gegeben. Wenn der Posten in seine Vorratskammer ging, mußte er durch unsere Küche, wenn er kam, sagte er immer zu uns beiden in der Küche: “Geben sie ihre Flasche” und gab uns jeden Morgen einen Liter Wein. Unter diesen Umständen war, wie ich schon erwähnte, meine Gewichtszunahme ganz enorm.

EIN BILDSCHÖNES MÄDCHEN

Dät waas n interessanten Fal in Gefangenskup. Do waas iek in de Köäkene as twäide Kok. Iek hied nit fuul tou dwoon, man iek waas je deer. Iek hied uk al Flask wier ansät. Dan keem moal sun bieldschöön Wucht foarbie, blauswot Häir - n wunderschöön Wieuwmaanske waas dät. Un do kwad die Franz tou mie: "Donnerwetter, was ist das für ein feines Mädchen." *Iek kwied:* "Ja, das ist so." *Un dan our Dai do keem se wier oun. Un do geen iek foar de Dore. Un lachede ju uk je tou. Un ju lachede uk je. Un our Dai keem se nochmoals wier. Un do kwad Franz:* "Du, du mußt ihr jetzt sagen: Bonjour Mademoiselle." "Bonjour Mademoiselle," *kwad iek. Un lachede uk je un ju lachede uk*.

Hier in der Küche hatte ich auch ein einmaliges Erlebnis, das ich auf alle Fälle erwähnen möchte. Eines Tages stand ich vor der Tür, als ein bildschönes Mädchen an mir vorbei ging. Sie hatte bis auf die Schulter hängendes blauschwarzes welliges Haar und war wirklich berückend schön. Im Vorbeigehen lächelte sie mir zu, worauf ich ihr einen guten Tag wünschte. Am nächsten Tag kam sie zu uns in die Küche und unterhielt sich mit uns. Sie sprach ein ziemlich gutes Französisch, wovon ich nicht viel verstand, aber mein Freund Gottwald, der große Koch der schon 1914 in Gefangenschaft war, konnte sich ziemlich gut mit ihr verständigen. So erfuhren wir auch, daß sie als Gastarbeiter hier wären und ihr Vater im Tunnel arbeite. Sie wohnte etwa 200 Meter von uns entfernt, sei siebzehn Jahre alt und sei die einzige Tochter. Donnerwetter, dachte ich bei mir, erst siebzehn Jahre alt und so vollblütig. Sie sah auch, daß wir eine Kaffeemühle an der Wand hatten und fragte, ob sie ihren Kaffee auch darauf mahlen dürfe. Franz sagte ihr, daß sie gerne jeden Tag kommen dürfe. Nun kam das herrliche Mädchen jeden Tag um neun Uhr und blieb bei uns bis zwölf Uhr, dann ging sie fort. Franz Gottwald sagte zu mir, “Ahlrich, die hat es auf dich angesehen“. Ich sagte ihm, daß ich das gleich gemerkt, da sie mich immer im Auge behielt. Gut war, daß Franz fast alles übersetzen konnte.

Do duurde et noch n poor Moal, do koom se mäd noch n Wieuwmoanske bie sik. Do kwad iek tou dän Franz: "Franz, jetzt hat Sie noch eine mitgebracht, sie ist etwas älter, aber sieht auch wohl gut aus." "Ja."
Un wäl waas t do, do wiesde dät Wucht ätter mie un geen dät Wieuwmaanske ätter mie tou un bekiekede mie fon unner ätter buppen - do Spanier pasje fäin ap, wät hiere Wuchtere dwo un wier se blieuwe - bekiekede mie fon unner tou buppen, raat mie de Hounde un nikkoppede hiere Dochter tou un do geen se wäch. Un do keem ju Dochter älken Midden. Uum njugen Ure waas ju der un bleeuw tou de Middai - Dai foar Dai.

Durch diesen täglichen Umgang lernte ich auch schnell manche Worte. Eines Morgens war eine etwas ältere, aber recht gut aussehende Frau bei ihr. Franz meinte dazu, daß sie jetzt noch eine mitgebracht hätte. Als sie in die Küche kam, zeigte das Mädchen mit der Hand auf mich und sagte: “Meine Mutter”. Die Frau musterte mich eine kurze Zeit, reichte mir die Hand und ging fort. Nun erst

merkte ich, wie gern dieses wunderschöne Mädchen mich hatte, denn all die Anderen konnten ihr was sagen, aber ohne Erfolg. Die wurden restlos mit einem abweisenden hoheitsvollen Blick abgewiesen. Unter diesen Umständen würde unser Verhältnis so, daß auch ich sie jeden Tag sehen mußte, außer sonntags, dann kam sie nicht.

Bit toulääst fäng ju oun: "Voulez vous me marier?" "Oo," *kwad iek so dan. Dät waas je gans nät, nit? Un so geen dät aal wieder.*

Durch dieses Mädchen fühlte ich mich gar nicht als Gefangener. Man soll nun nicht glauben, daß man sich diesem schönen Mädchen in einer unehrbaren Weise nähern durfte. Daran habe ich auch gar nicht gedacht. Von nun an gab sie mir, wenn sie kam und fortging einen herzhaften Kuß. Eines Tages fragte sie mir in aller Liebenswürdigkeit ob ich sie nicht heiraten wolle. Ich mußte ihr das abschlagen mit dem Bemerken, daß ich zu Hause eine Mutter hätte, die auf mich warte, obschon ich sie sehr lieb hätte. Sie kam aber jeden Morgen wieder, und so gingen die Tage hin und die Gefangenschaft wurde halb so langweilig.

Bit op aan Dai keem se in Froidestralen touräach fon: "Nu ko' wie mädnunner hilkje." Ju hied sik ärkundiged, wan ju as Neutrale mie hilkede, keem iek fluks fräi, ätter Spanien. "Oo, bon!" *kwad iek je* "Bon! gut! gut!" *Ja, un iek wüül dät je nit. Iek mene, n Maanske mout je wier ätter Huus tou, nit. Un so geen dät aal wieder. Un dan kwad se uk:* "Après la guerre fini, à vous mère." *Ätter n Kriech dan wül se ätter mien Mour gunge. Iek kwäd:* "Ja, das wäre ja fein."

Eines Tages kam sie freudestrahlend an und sagte mir, daß ich sie nun heiraten könne, denn sie hätte sich erkundigt, daß ich sie in diesem Falle heiraten könne, da ich dann aus der Gefangenschaft heraus käme und mit ihr nach Spanien fahren dürfe. Sie sagte zu mir, daß sie mich doch so gern mag, da sie mich doch so lieb hätte und in Spanien wäre es doch auch so schön, und wir könnten immer beisammen sein. Ich sagte ihr wieder, daß meine Mutter doch auf mich warte und ich doch zu ihr müsse. Darauf erwiderte sie, daß wir meine Mutter, wenn der Krieg vorbei war, sofort besuchen würden.

An solchen Tagen, wenn sie darüber gesprochen hatte, ging sie immer sehr traurig fort nach Hause. Mir selbst tat es sehr leid, wenn ich das Mädchen, welches mich so liebte und es sich so fest in den Kopf gesetzt hatte, enttäuschen mußte. Als Gefangener war es aber ein beglückendes Gefühl, daß ein Mädchen da war, welches sich täglich um mich kümmerte.

Awer dät geen wieder un iek wüül nit, dät määrkte se uk toulääst wül. Un do waas t Midde September, dan häuen do ou. Dan wuud et deer koold - dät waas in de Mont Blanc. Iek häb deer noch Koarten fon. Die Snee die keem deer ädder. Un dan keem se aan Midden oun, iek kwad tou dän Our: "Franz, du, die Maria die ist krank, guck mal an." *Ja, un so keem se do uk in e Köäkene oun*

un kwad iek tou hier: "Êtes vous malade? sind Sie krank?". "Non," *kwad se do,* "nous devrons partir." "Oo." *Un dät statte mie do gewaltig foar de Kop, nit.* "Oui, après midi" kwad se. "Oo." *Un do greep se mie uum n Haals, du, un küssede do ou un huulde. O, Jäisus jäi. Un do liet se mie loos, pakkede mien Hounde un kwad noch:* "Pourquoi avez vous ne pas moi marié. Warum hast du mich nicht geheiratet." *Un do ron se wäch, häd se goarnit wier umekieked.*

Es war inzwischen Mitte September geworden und es kam die Zeit, *wo* die Südländer wie die Zugvögel zurück reisten in ihre Heimat. Eines Tages kam sie später, es war kurz vor Ende September. Als ich sie kommen sah, konnte ich an ihren Gang sehen, daß etwas Besonderes geschehen sei. Ich sagte zu ihr, ob sie krank wäre, sie sagte "nein", aber sie müsse mit ihren Eltern zurück nach Spanien. Als ich fragte, wann sie gehen würde sagte sie "heute Nachmittag" und wolle Abschied von mir nehmen. Sie sagte weiter nichts als "Ali, warum hast du mich nicht geheiratet." Sie schlug dann beide Arme um meinen Hals und küßte mich unter Tränen immer wieder. Sie weinte wie ein Kind. Plötzlich ließ sie mich los und griff mit beiden Händen meine linke Hand, drückte sie kräftig und lief dann unter Tränen fort, ohne sich noch mal umzusehen. Als sie fort war, war mir sonderbar zu Mute, und nun merkte ich erst an mir selbst, wie dieses Mädchen mich liebte. Am anderen Tag merkte ich erst wieviel Heimweh ich nach diesem wunderschönen Mädchen in *so* einer natürlichen Treue hatte.

Dieses Mädchen war aufgeweckt und bestimmt kein Dummkopf. Franz Gottwald sagte, daß er ein Mädchen was so treu liebte, noch nicht gekannt habe. "Franz", sagte ich zu ihm, "du mußt verstehen, daß ich es nun, wo das Mädchen fort ist, nicht mehr in der Küche aushalten kann, und daß ich morgen in den Tunnel gehen würde. Das könnte er verstehen, und ich glaube, durch sein Verdeutschen fehlte sie ihm so gar. Das Verhältnis mit der schönen Spanierin war genau so wie ich es geschildert habe. Ich habe das Ereignis auch aus dem Grunde geschrieben, um zu zeigen, daß es auch in dem ewigen Einerlei in der Gefangenschaft auch noch mal Abwechslung geben könne.

Ätters häb iek oafte wier toacht: "Hiest dät Wucht hilked, wül, me weet je nit. awer dan waas iek nit unner de Sneelawine kemen, nit. Un wan iek dät Jier al wist hiede, wo furchtboar die Winter deer in ju wüüldeste Hoochalpen is, dan waas iek sowieso wächronnen. Dät ful ronnen wäch, eer de Winter koom. Die Winter waas grausoam deer, furchtboar. Deer sunt ful feruunglukked.

Franz Gottwald und ich haben uns auch gegenseitig mal besucht und haben bei mir zu Hause noch mal über diesen Fall gesprochen. Wir haben uns fünfunddreißig Jahre lang geschrieben, und dann ist er in die Bundesrepublik gekommen und hat nicht mehr geschrieben. Ich habe ihm zuerst besucht vor dem zweiten Weltkrieg, und da er ein kleiner Bauer war, habe ich ihm fünfzig Mark geschickt, und dann hat auch er mich besucht. Er wohnte in Krummäls (Kreis Löwenberg Schlesien). Nach dem Kriege wohnte er länger in der Ostzone. Seine Söhne waren nach dem Kriege erst in Gefangenschaft und

nach ihrer Rückkehr hat die Familie sich durch mich wiedergefunden. Er hat mir nachher aus dem Rheinland eine Karte geschrieben, aber ohne Anschrift. Ich weiß nicht warum. Es ist fast, als wenn alle, die in die Bundesrepublik kommen, DM-süchtig werden und sonst für nichts Zeit mehr haben. An das herzliche treue Mädchen habe ich noch oft gedacht und was wohl aus ihr geworden ist.

Die Arbeit in dem Tunnel war zuerst ungewohnt für mich, aber das war nur für kurze Zeit. An Lohn gab es in der Woche zehn Frank, und die Kameraden die mit dem Preßlufthammer bohrten, bekamen einige Frank mehr in der Woche. Wenn ich daran denke, daß man für ein Pfund Speck 1.50 Frank und für Käse und ein Liter Wein dasselbe zahlte, dann war es gutes Geld, was wir verdienten. Wir kauften uns zwei Pfund Speck und etwas Zwiebeln, ließen das Ganze in unserem Kochgeschirr aus und hatten für die ganze Woche für Brotaufstrich mehr als wir brauchten. Die Einkäufe konnten wir bei uns in der Kantine machen. Zwei Italienerinnen hatten die Kantine hier eingerichtet. Auch diese beide Frauen waren für einige eine Abwechslung. Ich muß aber sagen, daß davon nicht viel Gebrauch gemacht wurde. Tabak bekamen wir fünfzig Gramm für die Woche, es war das Einzige was auf Zuteilung war. Den Rest des Geldes wurde in Wein umgesetzt. An einem Abend haben wir mit sechs Mann achtzehn Liter Glühwein getrunken. Die Posten sahen nicht gerne, wenn wir uns so betranken.

Eines Morgens gegen Ende Oktober lag hoher Schnee. Dieser Schnee muß wohl sehr früh gefallen sein, denn alle Schafherden waren noch nicht herunter von der Alm. Von einer Herde die überrascht wurde, sind über hundert Schafe abgestürzt, und die trieben tot den Fluß hinunter. Die toten Schafe konnten wir aus dem Fluß fischen und behalten. Wir hatten einen Schlachter bei uns, der einen ganzen Tag den Tieren das Fell abzog, und wir packten die Tiere alle in unseren großen Schneebunker und ließen sie alle zufrieren. Es war eine natürliche Gefriertruhe. Wir lebten lange herzlich und in Freuden, mochten aber zuletzt kein Schaffleisch mehr sehen, denn wir hatten uns ja übergegessen.

Wir arbeiteten an der südlichen Gebirgskette, wo es auch sehr viele Lawinenschluchten gab. Es gab dort Lawinen, die so gewaltig waren, daß sie jahrelang nicht zusammen schmolzen, da manche in der Mittagsstunde nur zwei Stunden von der Sonne beschienen wurden, einige auch gar nicht, je nachdem wie das gelagert war. Wir aus der Ebene sollten noch erfahren, wie unangenehm es ist einen auch so bitter langen Winter in den Hochalpen verbringen zu müssen. Auf unserem Arbeitsplatz, der sich einige Kilometer an der südlichen Gebirgskette hinzog, kamen an einem Tag mal zwölf kleinere und größere Lawinen herunter. Es kamen öfter einige dabei ums Leben. Gefährlich ist es im Hochgebirge immer. Der höchste Berg an der Nordseite hieß so viel ich weiß, Belledonne und an der südlichen Seite Monte Rousse. Im Sommer rasselten hier und da durch die Sprünge der Gemse oft Steine herunter.
Trotzdem war ich gern dort, denn als Gefangener hatten wir hier so viel Freiheit wie sonst nirgends. Die Posten kümmerten sich um uns nicht viel, außer daß

sie ein paar Mal in der Woche zählten, und damit hörte es auf. Wenn mal ein Gefangener fortging und nicht wiederkam, merkten sie das sofort, denn es waren alles bekannte Gesichter.

Auch beim Tunnelbau gab es verschiedene Arbeiten, aber am liebsten habe ich im Tunnel gearbeitet, denn man machte seine Schicht und konnte nach Hause gehen. Eine Zeitlang war ich als Handlanger bei ein paar alten Männern (Franzosen). Diese beiden Alten machten nicht viel, Wein und vor allen Dingen ihr Schnupftabak war ihnen lieber. Da sie auch einen Schnurrbart trugen, sah ihre Nase von all dem Schnupfen ziemlich dreckig aus. In dem Tunnel gab es oft schadhafte Geröllstellen, die mit Steinen und Zement ausgemauert werden mußten, oben mit Bogen. Bei dieser Arbeit hatte ich am siebenundzwanzigsten Januar, als der Kaiser in Deutschland Geburtstag feierte, mit dem Korporal einen Zusammenstoß. Bei dieser Gelegenheit unterhielt er sich mit dem Maurer über Kaisers Geburtstag und meinte der Kaiser wäre ein großes Schwein, man müßte ihm den Kopf abhauen, um ihn zu ärgern, sagte ich zu ihm, daß er für mich ein guter Kamerad sei, worauf er vor Wut knallrot anlief. Ich wußte, daß man die Franzosen bei seinem Thema auf hundert Grad bringen konnte. Ich stand mit den Händen in den Hosentaschen, und er sagte nochmals, daß man ihn um einen Kopf kürzer machen müsse, worauf ich ihn angrinste und sagte “nein, nein” er wäre ein guter Kamerad. Er wurde dann so erbost, daß er mir fast ins Gesicht gespuckt hätte. Mir machte diese kleine Auseinandersetzung Spaß. Es war von mir aber dumm.

Von der Zeit an mochte er mich nicht sehen und ich wußte auch, daß er mir bei nächster Gelegenheit eins auswischen würde, und diese Gelegenheit fand sich bald. Ich war wieder mal am Steine ausfahren mit dem Wagen vor dem Stollen und hatte den Brenner von der Lampe verloren. In dem Augenblick kam der Korporal, um einen Felsvorsprung herum und sagte zu mir warum ich nicht mit meinem Wagen einfahre. Ich sagte zu ihm, daß ich meinen Brenner von der Lampe verloren hätte, er möchte mir doch einen anderen geben. Darauf erwiderte er, daß er keinen habe. Ich sagte, daß er immer Brenner genügend in der Tasche hatte und ich würde ohne Brenner schwanken. Da meinte er ich sähe genügend und solle nun einfahren, oder ich bekäme drei Tage Prison. Ich wollte um meinen Kopf auch nicht geben, stellte meine Lampe hin und sagte: “gut ich gehe”. Nun war Grinsen auf seiner Seite, mit meinem dicken Kopf hatte ich ihm den Gefallen getan. Nun mußte er erst einen anderen Mann holen und ich mußte nun mit ihm herunter und bekam drei Tage Kasten.

Es war im Januar und sehr kalt in der alten Bretterbude. In dem Bau ohne Heizung hatte ich nur drei Decken. Meine Kameraden steckten mir oft eine brennende Zigarette unter die Tür, das war dann ein Genuß. Als ich wieder heraus kam, sagte er zu mir, daß ich wegen allgemeiner Frechheit Prison gehabt hätte. Ich sagte: *“pas compris”* (ich verstehe nicht). Darauf ließ er den Dolmetscher Jahn holen, daß er mir das sage. Als Jahn kam und mir das sagte, grinste ich ihm wieder in seine Schwatze. Als er das sah, wurde er wie ein Stier

in der Arena. Kurze Zeit später wurde er versetzt. Der Korporal war an sich in seinem Recht, aber der Unternehmer wollte nicht, daß ein Mann ausfiel, denn wir waren für ihn eine gute und billige Arbeitskraft und deshalb achtete er darauf, daß wir gut behandelt wurden. Die vor uns dagewesen sind, haben mal gemeutert und da sollen die Gefangene mit den Gewehren gestanden haben. Ich glaube das sofort, denn was sollen die paar dort oben im Gebirge gegen meuternde Gefangene machen. Von der Zeit an soll die Behandlung so gut gewesen sein. Die Gefangene sollen dann durch andere abgelöst worden sein. Ich selbst war zum zweiten Mal nicht wieder so dumm, daß ich wegen Kaisers Geburtstag acht Tage in den Kahn ging.

Der Winter wurde immer langweiliger mit all dem Schnee, Lawinen und Kälte. Im Winter waren die Baracken sehr kalt, wenn wir nicht recht ordentlich einheizten. Das Allerschlimmste war die tödliche Einsamkeit. Solange die Zivilarbeiter da waren, war das noch ein Ausgleich, aber vor dem Winter gingen die alle in ihre Heimat. Das Einzige, was man den ganzen Winter hörte, war das Gepolter der herrlichen Baumstämme, die an der gegenüberliegenden Gebirgskette in den schneebedeckten Schluchten zu Tal gefördert wurden. Es war gut, daß wir im Winter nicht mehr Geld als im Sommer hatten, dann wären wir bei der Langeweile zu Säufern geworden.

Eine unvorstellbar große Lawine kam in einer großen Schlucht herunter und deckte das Flußbett vollkommen zu. Der Fluß war an dieser Stelle etwa in der Höhe von hundert Meter zugedeckt. Wir haben an dieser Stelle einen Tunnel durch die Lawine gesprengt, damit das Wasser abfließen konnte. Es staute sich hoch vor der Lawine. Die Arbeit an diesem Schneetunnel war nicht ungefährlich. Es war Weihnachten geworden, für uns ein Fest der Trauer. Wir hatten uns einen Baum aufgestellt, und ein Mann hat ein paar Worte gesprochen, ein paar Weihnachtslieder wurden gesungen, und wir krochen unter die Decke, keiner sagte ein Wort und wahrscheinlich sind auch noch einige Tränen gefallen. Es war mein drittes Weihnachtsfest in Frankreich, und es sollte noch nicht das Letzte sein. Die Zeit bleibt nicht stehen, auch dieses Fest ging vorüber, die Tage wurden länger, und wir freuten uns auf den kommenden Frühling. Es wehte ein anderer Wind durch das Tal, und einige Gastarbeiter kamen auch schon wieder; auch das war schön, wieder andere Menschen um sich zu haben.

Der erste Tunnel war fertig, und ich arbeitete an einem ziemlich großen Reservoir. Von dem aus wurde das Wasser in ein Rohr geleitet und setzte unten die Turbinen des Elektrizitätswerkes in Bewegung. Der Höhenunterschied waren gute fünfhundert Meter. Die einzelnen Rohre waren drei Meter lang und waren unten 3 cm dick um dem Wasserdruck stand zu halten. Eines Nachts erwachten wir durch einen scharfen Knall, und ein gewaltiges Rauschen folgte. Es stellte sich heraus, daß etwa in der Mitte ein Rohr geplatzt war und das Wasser aus dem Rohr den Berg herunter brauste und eine ziemlich reine Bahn fegte. Oben wurde der Auslauf schell geschlossen, und

nach Ablauf des Wassers wurde ein neues Rohr eingesetzt. Das Wetter wurde schöner, und an den Sonntagen gingen wir wieder auf die Alm zu den Schäfern mit den Schafherden. Die Arbeiter aus Spanien und Italien waren auch wieder da, und es gab wieder etwas Leben und mehr Abwechslung. Man sah eben nicht nur Gefangene. Die stille Hoffnung, daß die Eltern meiner Angebeteten dabei waren, erfüllte sich nicht.

Oben bei der Arbeit des Auffangbeckens hatten wir eines Tages ein Naturereignis, was wohl selten jemand beschieden sein mag. Es war am Nachmittag, als sich ein Gewitter zusammen zog, daß sich über dem Fluß zwischen den beiden Gebirgszügen austobte. Es war einfach herrlich anzusehen, wenn die gewaltigen Wolkenballen um die vorspringende Gebirgskuppen angesaust kamen. Es war ein einmaliges Schauspiel wie sich das Gewitter unter uns austobte. Die Blitze zuckten genau so gut nach oben wie nach unten. Es war das schönste Naturereignis gewesen, was ich je gesehen habe. Es wäre ein Ereignis für einen Naturmenschen und Schriftsteller gewesen. Wenn ich die Wahl hatte irgendwo hin zu fahren, wo man überall war, dann würde ich diesem Arbeitsplatz in den Hochalpen den Vorzug geben und am liebsten im Septembermonat. Einzelne Wasserfälle versiegten im Sommer. Im Sommer war es in dem Talkessel nach der Nordseite wo die Sonne schien, oft sehr heiß, wir stellten uns dann oft in die Nähe der Wasserfälle, denn durch den Aufschlag des Wassers bekam man eine schöne Wolke Sprühregen ins Gesicht. So viel ich weiß, lagen die sieben Seen nach der Schweizer Seite. Nun hatte man die Idee, einen dieser Seen anzubohren.

Da die Straße hier ziemlich hoch lag, fingen wir an tief unter der Straße, einen Tunnel in den Berg zu treiben. Je tiefer wir vordrangen, je kleiner wurden die Sprengungen und zwar aus dem Grunde, weil es sonst zu lange dauerte, bis die schlechte Luft abgezogen war. Als man nach den Bemerkungen glaubte, daß man soweit war, wurde eine sehr starke Sprengung angelegt; es kam aber kein Wasser. Was man mit dieser Sprengung bezwecken wollte, haben wir nicht erfahren können. Nach etwa acht Tage glaubten die beiden Ingenieure, daß wir doch mal nachsehen sollten. Wir weigerten uns aber und sagten ihm, daß sie damit lieber noch vierzehn Tage warten sollten. Die Sprengung wäre zu stark gewesen, die schlechte Lüfte könnten noch lange nicht abgezogen sein. Das die beiden Verantwortlichen ungeduldig und neugierig waren, kann man wohl verstehen, und sie meinten, daß sie dann selbst hinein gehen würden. Wir baten sie, daß sie das um Gotteswillen lassen sollten, denn wir hätten da bessere Erfahrung. Aber die Neugier siegte, und sie gingen beide, ohne irgend eine Sicherung hinein. Wir stellten, wenn wir gesprengt hatten, die Preßluft an, wodurch die schlechte Luft herausgetrieben wurde und doch kippte man noch oft nur je nachdem wie das Wetter war. Auch mir ging es einmal so, und ich habe mir dabei den langen Finger an der rechten Hand eingeklemmt, die Narbe ist heute noch deutlich zu sehen.

Die beiden Herren ließen sich von uns nicht abraten und gingen hinein, um die

Wirkung der Sprengung zu sehen. Einer der Beiden war ein Schweizer und hatte auch noch einen Bruder hier. Als die Beiden nach einer vorherbestimmten Zeit nicht zurück kamen, bot uns der Bruder tausend Franken, wenn wir nachsehen würden. Wir lehnten aber ab mit dem Bemerken, daß es genüge, wenn die Beiden verunglückt sind. In dieser Hinsicht war es bei den Franzosen ein unverantwortlicher Schlendrian, daß man überhaupt bei einer solchen Arbeit, alle Sicherheitsmaßnahmen außer Acht ließ. Man hätte doch wenigstens eine Gasmaske in der Nähe haben können. Es war eine kolossale Gleichgültigkeit der Franzosen. Als wir dann später hineingingen, fanden wir die beiden Verunglückten, sie lagen um fünf Meter auseinander. Ein bedauerlicher Vorfall, der uns auch sehr leid tat, denn immerhin waren es auch Arbeitskollegen. Es waren doch kluge Männer, warum hatte man nicht auf uns gehört?

Das ewige Einerlei ging weiter und der Sommer 1918 ging zu Ende, es war September geworden und der Herbstmonat mit all seinen herrlichen Reizen an den Bergabhängen und den herrlichen Haselnüssen trat seine Herrschaft an. Man mußte hier schon den ganzen September zum Herbst rechnen, denn gegen Ende Oktober konnte man hier in den Hochalpen mit allem rechnen, das wußten wir aus dem vorhergehenden Jahre. Vor dem Winter graute uns, wegen der furchtbaren Langeweile und den ewigen Schnee mit all seinen Lawinen. Wie schon erwähnt zogen alle Zivilarbeiter in ihre Heimat, und zurück blieben nur wir. Es erweckte in uns auch starke Sehnsucht nach der Heimat. Der Krieg mit Rußland war beendet, worauf wir so große Hoffnungen gesetzt hatten, aber im Westen ging der große Schwindel weiter, obschon wir schon lange wußten daß der Krieg für uns vorbei war. Ich konnte auch noch nicht ahnen, daß sich in diesem Winter für mich etwas ereignen würde, das für mein ganzes Leben bedeutungsvoll sein würde. Es ist gut, daß man im Voraus nicht weiß, was einem alles im Leben bevorsteht. Dann würde man am Leben verzagen und keinen ruhigen Tag leben können.

Im Augenblick war das Wetter herrlich, noch konnten wir spazieren gehen und konnten Haselnüsse in Mengen essen. Wir waren ja auch froh gesinnt, weil wir sahen, daß das Kriegsende unmittelbar bevorstand und wir glaubten, daß wir nach Hause in die Heimat fahren durften. Für Diejenigen, die seit 1914 da waren, war die Freude und die Sehnsucht besonders groß. Es war auch die Zeit, wo die Gefangene die seit 1914 da waren, ausgetauscht wurden. Da sie nicht alle auf einmal fahren durften, kamen immer einzelne an die Reihe. Bei uns waren schon zwei ausgesucht, es ging danach, in was für einem Monat sie in Gefangenschaft kamen, immer der Reihe nach. Sie warteten jeden Tag auf ihre Heimfahrt. Eines Tages hörten wir dann, daß der Krieg zu Ende sei und keiner fragte danach, ob gewonnen, oder verloren. Die Hauptsache war der Weg in die Freiheit. Es kam aber ganz anders, als wir dachten, denn als der Krieg zu Ende und verloren war, hörte der Austausch auf und zum anderen würden wir alle noch ein Jahr an die Westfront bleiben müssen zum Aufräumen. Diese Nachricht war für uns eine Enttäuschung, wie man sie nicht

schlimmer denken konnte. Mit denen von 1914 konnte man überhaupt nicht sprechen, was ja auch zu verstehen war. Was nützte alles Schimpfen auf den Kaiser und alle die großen Bonzen, wir mußten weitermachen. Von nun an fühlten wir uns so einsam wie nie zuvor. Alles konnte nach Hause gehen, und wir mußten bleiben, nur die Arbeit konnte uns darüber hinweg helfen.

Der Schnee machte uns in diesem Jahr noch viel zu schaffen. Es kam mehr Schnee als in den anderen Jahren und es kamen sehr viel Lawinen zu Tal. Besonders gefährlich waren dabei die Nachtschichten und vor allen Dingen der Hin- und Rückweg. Eines Nachts Anfang Januar erwischte es auch mich und noch sechs andere Kameraden. Wir hatten Nachtschicht in Stollen 14. Es war hier eine große Schlucht mit herrlichen Tannen und Buchen bewachsen. An einer Stelle waren die Steine aus dem Massiv herausgesprengt, um eine etwas größere Stelle zu haben für eine Schmiede. Die Schmiede war dazu die Bohrer zu schärfen, auch für die anderen Stollen. Ein Mann war dafür die geschärften Bohrer in die einzelnen Stollen zu bringen und die stumpfen wieder zum Schärfen in der Schmiede abzuliefern. Unsere Schicht fing um sechs Uhr an und um zwölf Uhr waren wir fertig und hatten den ganzen Tag frei. Deshalb machten wir auch gerne Nachtschicht. So auch in dieser für uns so verhängnisvollen Nacht. Wir waren in der Schmiede und unterhielten uns über unseren gefährlichen Rückzug bis zu unserer Baracke, denn es war ein furchtbares Wetter und überall donnerten die Lawinen zu Tal. Da so etwas öfter vorkam, machten wir uns keine allzu großen Gedanken. Jeder nahm seine Bergmannslampe und eine Schaufel, da wir uns öfter den Weg frei schaufeln mußten. Als ich und ein Bayer Gebhard mit Namen herausgingen, kam noch gerade der Bohrträger zum Vorschein, der von Stollen zu Stollen ging und lief, somit auch in den Tod.

DIE LAWINE

In dem Moment als wir uns wuschen, kam die Lawine. Wir hörten das Rauschen der Lawine und das scharfe Brechen der Baumstämme, die in solchen Fällen wie Streichhölzer umknickten. Wir hatten den schnellen Gedanken, uns in den Eingang des Stollens zu retten, aber leider schon zu spät, obschon es nur zirka fünfzehn Meter waren. In unserer Verzweiflung und wahnsinnigen Angst liefen wir zum Abhang zurück und da uns das Ungeheuer auf den Fuß folgte und kein anderer Ausweg blieb, rief ich meinen Kameraden das eine Wort zu: “Abspringen!“ Man hatte im Kriege manche sonderbare Augenblicke gehabt, aber man sah den sicheren Tod nicht so wie in diesem Augenblick. Bei dieser Gelegenheit habe ich festgestellt, daß der Mensch, wenn er den Tod in unmittelbarer Nähe vor sich sieht, an nichts denkt, nicht an den Herrgott, nicht an die Mutter, oder an irgend etwas. Es bleibt dafür eben keine Zeit, da das Zentralnervensystem ist wohl vollkommen ausgeschaltet. Der Abgrund, den wir hinunter sprangen, war vierhundert Meter tief. Ein Glück war dabei, daß alle Schluchten und Löcher von dem Schutt, den wir aus dem Tunnel fuhren und dort hinunter kippten, wohl ausgefüllt waren. Trotzdem bleibt es ein Wunder, daß wir noch am Leben waren.

Die aus den anderen Schächten haben Alarm geschlagen und ein größerer Trupp ging dann mit Lampen und Schaufeln los, um noch etwaige Überlebende zu retten. Da sie aber von der Schmiede und alles was dazu gehörte, nichts mehr finden konnten, haben sie zurück gehen wollen, als einer von dem Rettungskommando von unten jemand rufen hörte. Da sie aber nicht glauben können, daß da unten in der Tiefe noch ein Lebender sei, wollten sie zurück gehen, bis dann der mit besonders gutem Gehör sagte: “Wir müssen herunter, denn ich höre wieder zwei mal rufen.” Sie arbeiteten sich herunter und fanden mich und den Gebhard noch lebend. Ich weiß von all dem nach dem Absprung nichts und kam erst wieder zum Bewußtsein, als ich schon einige Tage in Grenoble im Lazarett lag. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, sah ich, daß eine Schwester neben mir stand und zu mir sagte, daß ich schön still liegen bleiben sollte. Die meinte es sicher gut mit mir, aber ich konnte mich doch gar nicht bewegen, der ganze Körper schmerzte. Die Schmerzen im Kopf waren so grausam, daß man nahe am Verrücktwerden war. Ich konnte zuerst gar nicht denken und mich zurecht finden. Ich wußte überhaupt nicht, was mit mir geschehen war, ich sah nur, daß oft jemand neben mir stand. Nach einigen Tagen, als das Gedächtnis klarer wurde, merkte ich, daß immer ein Eisbeutel auf meiner Stirn lag zur Kühlung.

Mäd mie sunt fieuw Mon uum Haals kemen do. Iek bän in t Lieuwend blieuwen, wan iek do uk fjauerhunnert Meter häärunner kemen bän. Ours et waas Schut Haaldeel, man wo flink et toulääst geen. Waas uk je alles kuut un kleen wät der waas. Ours iek waas oarich toai un häb et ja aal truchheelden.

Eines Tages sagte die Schwester mir, daß ich sehr schwer verwundet wäre und

von einer Schneelawine erfaßt worden sei und noch immer schön still liegen müsse. Als ich dann so weit war und meinen Kopf befühlen konnte, stellte ich fest, daß mein ganzer Kopf verbunden war und nur die Augen und der Mund frei waren. Wie schön ist es doch, daß man in der ersten Zeit ohne Besinnung war und die Schmerzen nicht merkte. Nebenan war auch ein Lazarett für Gefangene und nach etwa drei Wochen kam von dort ein deutscher Sanitäter, der mir dann erzählte, wie alles gewesen sei. Daß wir nachts um zwölf Uhr unter eine Schneelawine gekommen waren, daß wir mit zwei Mann am Leben geblieben waren und fünf Kammeraden und ein Posten, der gerade gekommen sei, umgekommen seien und ich nun etwa drei Wochen hier im Lazarett sei. Als ich nun etwas länger hier war und mich wieder bewegen konnte, sagte die Schwester eines Tages zu mir, ob ich mal in einen Spiegel sehen wolle. Ich sagte, daß ich von meinem Gesicht ja doch nichts sehen könne. Sie kam dann mit einem Spiegel und sagte, daß ich mich über meine Augen nicht erschrecken solle, denn die waren ganz rot, würden aber langsam ihre natürliche Farbe wieder bekommen.

Man dät wol iek do Frantsosen läite - in t Lazarett in Grenoble, die Dokter un dät Plegepersonal - iek liech bie do Frantsosen - die Sanitäter deerieuwenske bie den Gefangen oan, häbbe se mie fertäld. Die Dokter hied kweden, hie moast mie unner Ogen hoolde, dät waas gjucht geforelk mäd mie, nit. Jä, un dät Personaal uk, häbbe mie so betjoond, mien aine Mour hied et nit beter kuud. Wudelk, dät mout iek ene anärkanne.

Nach kurzer Zeit kam auch der Arzt (für mich war dieser Mann ein Engel in Menschengestalt) und sagte, daß er den Verband noch mal abnehmen müsse, um zu sehen ob alles einen guten Verlauf nähme. Bei dieser Gelegenheit sagte er, daß er unter Umständen noch operieren müsse, ich sei damit doch einverstanden. Ich war erstaunt über diese Frage einem Gefangenen gegenüber und sagte, wenn er das für nötig halte, wäre ich selbstverständlich damit einverstanden. Als er den Verband herunter nahm, standen etwa zehn angehende Mediziner bei ihm, und er erklärte ihnen so viel ich davon verstand, den glücklichen Verlauf der Operation. Die Operation wäre aus dem Grunde so schwierig gewesen, weil der Schädel zertrümmert gewesen wäre. Ein Knochensplitter habe ich mein Leben lang behalten und schwebt zwischen Schädeldecke und Gehirn. Bei Röntgenaufnahmen konnte man ihn deutlich sehen. Ob meine vielen Kopfschmerzen von dem Splitter, oder überhaupt von der Schädelverletzung herrühren, kann mir auch ein Arzt nicht sagen. Bei dieser Untersuchung sagte mir der Arzt, daß er glücklicherweise nicht wieder operieren brauche.

Der Kopf kam wieder in seinen Verband, und ich wurde wieder in mein Bett gelegt. Ich muß noch erwähnen, daß meine Nase total zerschmettert und in Gips eingepackt war. Ein etwas spitzer Knochen steht links noch etwas höher. Mein linkes Bein schmerzte wie oft sehr, gebrochen glaube ich war es nicht und darum erwähnte ich diese Kleinigkeit gar nicht. Wie viel Wochen ich gelegen

habe, weiß ich nicht genau, es war aber Ende März, als der Doktor mich eines Tages fragte, ob ich gerne nach Hause möchte. Darauf konnte ich ihm nur sagen: “O, wie gern Herrn Doktor.” Er richtete dann einige Fragen an mich, unter anderem auch wie lange ich an der Front gewesen wäre. Darauf konnte ich ihm sagen, daß ich zwei Jahre an der Front gewesen bin. Ich merkte, daß dieser französische Arzt Zeit für mich hatte und sagte ihm, daß ich in dem vorhergehenden Jahre auch ein halbes Jahr in Rußland gewesen wäre. Im Mai 1916 hätte ich von Frankreich aus vierzehn Tage Urlaub gehabt und wäre dann nach Rußland gekommen und wäre kurz vor Weihnachten wieder nach Frankreich gekommen und dort am Chemin des Dames zwei Tage vor meinem Urlaub in Gefangenschaft gekommen und, wenn Mai käme, wäre ich auch zwei Jahre in Gefangenschaft und hatte in der Zeit immer im Tunnel gearbeitet. Die Behandlung und das Essen wären dort recht gut gewesen. Er fragte sogar ob es mir leid täte, daß wir den Krieg verloren hätten. Ich konnte ihm nur sagen, daß ich mich freue, wenn ich zu Mutter fahren könne.

Un hie häd mie uk ätter Huus saand, njugentien [1919]. Do Our sunt ja aal eerst twintich kemen, do moasten je de Wäästfront aprüme, nit. Do aan Midden uk, keem er bie mie, of wie wul ätter Huus wülen. "O, jäi." Wo loange dät iek in dän Kriech wesen waas. Iek kwad: "Two Jiere." Un wan unner de Gefangenskup? "Wann Mai kommt auch zwei Jahre." "Na nu, vier Jahre, dann haben Sie es wohl verdient. Stehen Sie auf; wir wollen Sie helfen, damit Sie ein Bißchen gehen können." *Awer iek kuud je nit gunge un häb et noch fersoacht. Dät Been geen uk fluks uut Gelenk, links. Un do häbbe se dät Been der wier oundäin.*

Da sagte dieser edle Mensch zu mir: “Dann haben sie es wohl verdient, daß sie nach Hause kommen. Stehen sie auf, ziehen sie sich an und versuchen sie ob sie nicht ein wenig gehen können. Unsere Leute werden Ihnen dabei helfen, dann kommen sie morgen früh fort.” Ich habe mir nachher öfter die Frage gestellt: “Hat man die edle Natur dieses Mannes richtig erkannt?” Ich hätte ihn umarmen mögen. Jedenfalls war es das schönste Wort, was ich je in meinem Leben gehört habe, es ging ein wunderbares Glücksgefühl durch meinen Körper, alle Qual und aller Jammer in den vier vorhergehenden Jahren waren vergessen nach den beglückenden Worten. Ich möchte auch jetzt noch dem gesamten Pflegepersonal meinen innigsten Dank aussprechen, vor allen Dingen dieser noch so jungen Schwester. Es war auch die, die mir den Spiegel vor Augen hielt und bei dem Gespräch mit dem Arzt dabei war und übersetzte was ich nicht verstand. Sie hatte wohl studiert, denn sie sprach gutes Deutsch. Die französischen Soldaten halfen mir in die Hose und als ich dann gehen wollte, ging es doch nicht gut, das linke Bein ging aus dem Gelenk. Man rief den Arzt der es wieder in Ordnung brachte und mir den Rat gab das Bein steif zu halten, da es doch wohl wieder herausgehen sollte.

Am nächsten Tag morgens um 9 Uhr wurde ich dann mit der Tragbahre herunter geholt und mit einem Auto zur Bahn gebracht, und wir fuhren in ein

Austauschlager nach Lyon. Es war anscheinend ein altes Zuchthaus oder Gefängnis, denn es war von einer hohen Mauer umgeben. Wir waren hier mit zehn Mann und alle Zehn taugten auch wohl nicht viel. Einer war blind, ein Umnachteter u.s.w. Hier bekam ich auch die erste Zigarette. Als ich dann ein paar Züge machte, wäre ich bald umgefallen, es waren amerikanische. Wir warteten jeden Tag auf unseren Abtransport. Am dritten Tag war es dann so weit, denn das eiserne Tor ging auf, wir mußten heraustreten, unsere Namen wurden vorgelesen, es gab etwas zu essen mit. Dann gingen wir auf den Weg und wurden zum Bahnhof gefahren.

Als wir auf dem Bahnhof auf unseren Zug warteten, ereignete sich wieder einer der sonderbarsten Zufälle im Leben, denn plötzlich fuhr ein Zug ganz langsam durch den Bahnhof und in diesem Zug waren meine Arbeitskameraden von *Ravie Allemand* und fuhren zur Westfront, um dort aufzuräumen. Alle winkten und grüßten mir zu. Was sie mir zuriefen, konnte ich in dem Lärm nicht verstehen. Ein zufälliges und letztes Wiedersehen mit meinen Kameraden. Sicher haben sie mich beneidet. Ich freute mich, daß ich nach Hause fahren konnte, kannte die Folgen meiner Kopfverletzung aber noch nicht. Durch den großen Kopfverband haben sie mich sicher erkannt, und ich erkannte sie sofort, als sie aus dem Fenster lehnten. Ich habe diese armen Kerle bedauert, denn alle waren zu Hause und die mußten noch ein Jahr die Westfront aufräumen. Die Folgen meiner Verwundung (schwerer Knochendefekt) am linken Stirnbein stellten sich bald ein, als ich in der Heimat war.

Awer ourdai smiddens kemen se daach mäd de Bere un häbbe mie häärunner haald, in t Auto pakked un do in n Such. Do geen t ätter Lyon. Deer sunt wie noch träi Dege wesen, keem uk niks tou freten. Un die träde Dai kregen wie Pensioon un do geen t ätter dän Boanhoaf, un do sunt wie wächkemen uur de Swaits ätter Düütsklound.
Wie kemen in Konstanz an un nu hieden se mie die Waffenrok noch meedäin. Die waas je gans ferblät, ätters noch wier. Waas een Bloudkruste, die ganse Waffenrok. Un do toachte iek so in Konstanz: "Die wol iek ätter Huus seende." Iek hä mie ene in Papier pakked, hä deer n Sädel ounlaid: Iek saande him Kristi Rok. Un do as iek et Pakeet kloor hiede, iek toachte: "Menscheskind, die duurst du goarnit ätter Huus seende." Wegen mien Mour, goarnit. Do häb iek de Sträisäk numen, häbbe him hoochlicht un deer hä k dät Pakeet unner schäuwen un deer häb him do läse lät. Un do wül iek daach, dät iek him ätter Huus saand hiede, wieruum nit. "As Andenken hä k dät Bloudstuk deer noch hongjen", nit. Ja, dät is Stobben, dät waas häd druged, dät stoank nit.

Auf einem anderen Bahnsteig stiegen wir in einen Schweizer Zug und fuhren der so lang ersehnten Heimat entgegen. In Genf stieg ein Schweizer Arzt in den Zug und eine Krankenschwester. Als der Arzt zu mir kam, meinte er, daß er der Verband wohl abnehmen dürfe, gab der Schwester aber Anweisung, meinen Kopf leicht zu massieren, da ich sonst den Kopf wohl kaputt kratzen würde. Die Fahrt am Genfer See entlang war schön, aber das schönste und

beglückendste Gefühl war wohl, die Heimat wiederzusehen. In Konstanz kamen wir auf deutschen Boden und wurden in ein Lazarett eingeliefert. In Konstanz blieben wir eine Woche, merkten aber auch, daß wir in ein anderes Deutschland kamen als vor vier Jahre als wir ausgezogen waren. Hier in Konstanz bekam ich auch einen anderen Rock, denn mein Rock war vorne vollkommen mit Blut verkrustet. Man hat den Rock in der Baracke angezogen als ich nach Grenoble kam. Ich nehme an, daß durch die Verarbeitung und die Fahrt nach Grenoble die Verwundung an Kopf und Nase wieder stark angefangen ist zu bluten und dadurch der Rock wohl zu verschmiert war. Ich habe den Rock in ein Paket verpackt und mit einem Zettel versehen, daß ich ihn Christi Rock schicke. Ich habe es mir dann anders überlegt und habe das Paket ohne Anschrift unter den Strohsack gesteckt, denn was hatte meine Mutter gedacht, wenn ich so ein verblutetes Kleidungsstück schicke.
Eines Tages machten wir auf dem Bodensee eine Dampferfahrt. Vom Dampfer aus gesehen war es eine herrliche Landschaft ringsum uns. Ich muß noch erwähnen, daß von andern Seiten noch mehr so verletzte Kameraden gekommen waren. Nach einer Woche fuhren wir über Karlsruhe nach Hannover. Bei der Ankunft in Hannover meldete ich mich sofort beim Arzt, denn mein Bein schmerzte oben so stark, daß man darauf nicht gehen konnte. So lange wie ich in Frankreich im Lazarett lag, hatte ich das nicht so gemerkt. Als der Arzt das Bein sah, sagte er zu mir, daß da irgend etwas drin stecke, denn es war sogenanntes faules Fleisch auf der Wunde, wie ein dickes Hühnerei. Ich sagte zu ihm, daß das gar nicht sein könne, denn ich hätte doch keinen Schuß bekommen. Er sagte, das wäre egal, woher es rühre das würden wir bald sehen. Er bestrich die Wunde mit Höllenstein und legte einen Verband darum, und ich mußte ins Bett.

Als der Doktor am nächsten Tag den Verband abnahm, hatte sich die hühnereidicke Geschwulst in Eiter aufgelöst. Er nahm nun eine sogenannte Sonde und rührte damit in der Wunde herum, was übrigens gar nicht so ein angenehmes Gefühl war, und sagte zu mir, daß er mir nun den Beweis bringen wolle und holte aus den offenen Wunde ein Stück Holz heraus so groß und dick wie mein kleiner Finger. Nach Entfernung des Fremdkörpers hörten die Schmerzen auf und konnte ich mit einem Verband schon an nächsten Tag gehen. Nach einer Woche wurde ich nach Zella geschickt, erhielt meine Entlassungspapiere und kam nach Oldenburg im Ziegelhof ins Lazarett. Hier lag ich 14 Tage, bevor ich endgültig nach Hause geschickt wurde. Meine Mutter und mein Bruder Sixtus besuchten mich hier. Es war schön, als man seine Mutter und seinen Bruder wieder sah, und es war doch etwas da, daß man nicht kannte und erst überwinden mußte. Im Mai 1919 wurde ich dann endgültig entlassen nach vierjähriger Abwesenheit. Was hatte man in diesen vier Jahren erleben müssen, und was war aus uns geworden? Wir wußten es noch nicht, wir mußten uns erst wieder einleben. Vorsichtshalber hatte ich mir bei der Entlassung einen Beamtenschein geben lassen, da ich nicht wußte, ob ich wieder arbeiten konnte.

Gültig bis zum Ende des Kalenderjahres 1938

Lfd. Nr. 1

Ausweis zur bevorzugten Abfertigung vor Amtsstellen

für Schwerkriegsbeschädigte — Schwerbeschädigte — Schwerkriegsbeschädigte

Ulrich Cordes

in Kirchlengern

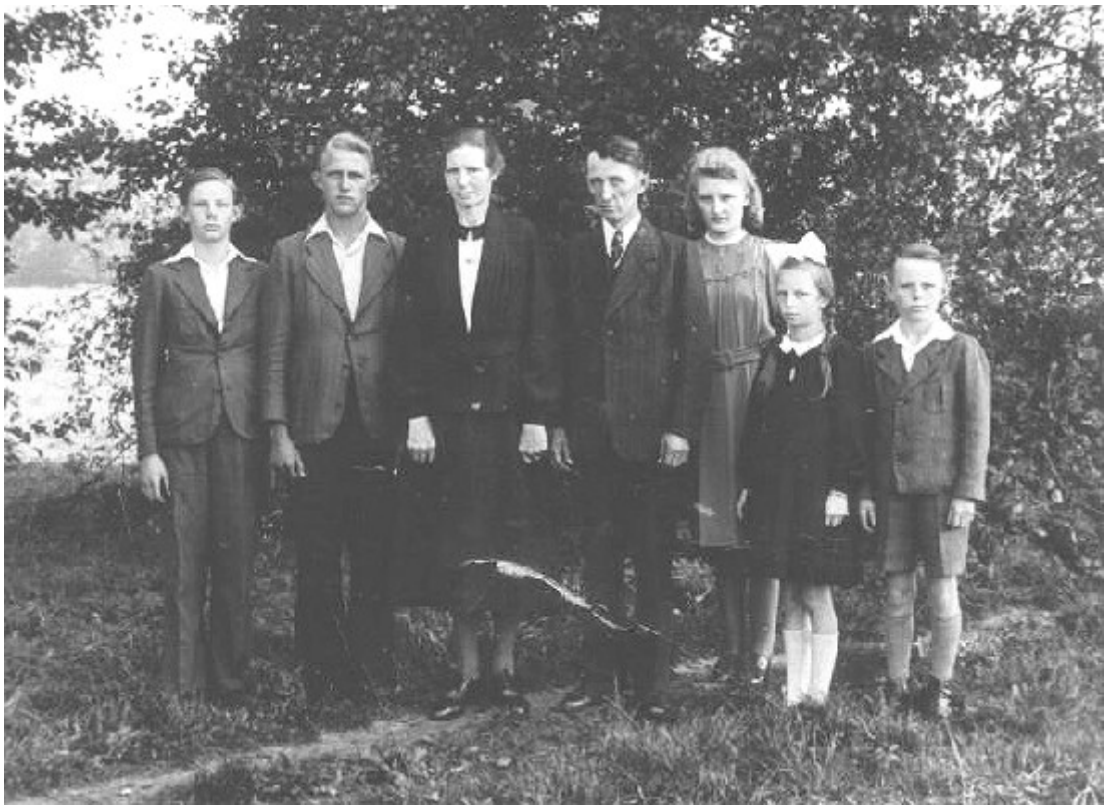
Sämtliche Amtsstellen werden gebeten, Herrn — Frau Cordes bei der Erledigung eigener Angelegenheiten bevorzugt abzufertigen, da er — sie — wegen seiner — ihrer — Beschädigung längeres Stehen oder Warten nicht vertragen kann.

Der Ausweis ist nicht übertragbar.

Eigenhändige Unterschrift des Ausstellungsbeamten

Löhne den 11. X 1938

Beamtenschien (1938)



Bielde fon de sälwerne Hochtied 1949
Gesina un Ahlrich mäd do Biddene:
fon links ätter gjuchts Gerhard, Clemens, Wilhelmine, Anna un Heinrich.

ALTVERTRAUTE PFADE

In der Heimat sah, so glaubte man, alles anders aus. Viele junge Männer kamen nie mehr wieder und ruhten fern der Heimat in fremder Erde. Es war ein herrliches Gefühl, als man die altvertrauten Pfade und Wege frei gehen konnte. Da das Leben zu Hause wie überall sehr karg war, kaufte ich mir einen kleinen aber flotten und kräftigen Rappen um die Arbeit in der Landwirtschaft wieder aufzunehmen. In der damaligen Zeit hatte das Geld keinen großen Wert mehr und sank mit jedem Tag im Kurs. Es war die Zeit, wo eine Goldmarke auf eine Million notiert wurde. Es kam aber noch viel schlimmer als die Mark auf Milliarde, Billion und Trillion sank. Heute weiß ich nicht mal mehr wie eine Billion, oder gar Trillion geschrieben wird. Wer selbst noch etwas erzeugte, hatte noch zum Leben, aber die Menschen aus den Städten fluteten übers Land, denn sie waren buchstäblich am Verhungern. Es war damals auch nicht wie bei der späteren über zwanzig Jahre eintretende Katastrophe, daß der Amerikaner uns was gab, im Gegenteil: er ließ uns hungern, denn damals brauchte er uns noch nicht als vorgeschobenen Posten gegen Rußland. Damals war nur der reich, der sich in Ruhe sattessen konnte. In damaliger Zeit fing ich einen kleinen Handel mit Torf an. Dabei konnte man auch nur verdienen, wenn man gegen Goldmark kaufte, die nichts mehr wert war und gegen Naturalien, vor allen Dingen Roggen wieder verkaufte. Für ein fettes Schwein hatte man in den Städten, wo der Hunger besonders groß war, ein ganzes Haus kaufen können; der Hunger fing damals schon im Jahre 1916 an. Wir merkten das an unserem Fressen, was wir an der Front bekamen.

Ja God, dät is aal sowät, man häd sofuul bääfte sik un man häd et bit nu tou aal noch uursteen. Un nu sunt wie je so oold, nu mou wie der je mäd rekenje dät et der bolde häär is, nit. Wan du in t fieuw un sogentichste bäst, koast du nit fuul moor ferwachtje, in Wesen. Un wofel hunnerte fon epileptiske Anfalle häb iek häiwed in mien Lieuwend, hunderte ja. Masse. Maastens kemen se eenpeld, awer gans oafte twäie un uk träie un eenmoal fjauermoal, häd mien Frau kweden. Dät greep dän Köärper - schuul man mene - uk oun, nit. Wan iek twäin Anfalle kreech, dan bleeuw iek die Dai wät döäsich, fon aan nit. Un träi dan keem iek überhaupt naargens moor bääfte.

Es stellte sich bei mir so langsam heraus, daß ich mit meinem zertrümmerten Schädel die Arbeit in der Landwirtschaft nicht mehr machen konnte. Auf Grund meines Beamtenscheins meldete ich mich bei der Post und wurde als Postbote eingestellt. Der Dienst gefiel mir gut. Ich war sechs Jahre in Ramsloh und vier Jahre in Strücklingen tätig. Die Tour in Ramsloh gefiel mir am besten, denn hier mochte ich die Menschen in ihrer Offenheit und Natürlichkeit am liebsten, und ich habe hier oft heitere Erlebnisse gehabt.

Tjä, as iek jung waas, ätter n Kriech, iek kuud jo goarnit an n Wucht raakje. Ferstuud iek nit gjucht. Un dan kwad die Dokter Dwieder in Ooldenburg immer

tou mie: "Cordes, Sie müssen sich verheiraten, Sie müssen von der Straße herunter." "O Dokter, niemals, glauben Sie daß ich ein Mädchen frage ob Sie meine Frau werden will; kommt nicht im Frage." *Un do waas op n Frooulichnam, do hied iek Stene haald fon Schäddel. Un do hied iek sun poor Foakse. Un do holpen se mie de Waaine deerbääften un do kwieden se fon iek schuul midde op n Waain sitten blieuwe. Un deer fäirde iek ja wäch. Wan iek je eerst wier ounfangde tou taanken, dät duurde uur n Ure, un waas iek in Hollen. Do streek iek mie so truch t Gesicht - iek häb je goarnit fertäld, dät iek epileptiske Anfalle kreech - un do hied iek de Hounde ful fon Bloud. Un Smid Jan die hied dät kweden un deer waas iek wütend wesen, dät hie dät kwad, dan sälwen weet man dät goarnit, dät mout aan fertälle, wil die Ferstand die kumt so loangsoam wier, dät man nit ours weet, as man is n bitje sljucht toufree. Un do hä k de Haangste foarwäch spond un do bän k ätter Spegel geen. Uus Mäme waas an t Tuwwelke schillen, un as iek mie do in t Spegel saach, hied iek et ganse Gesicht so stukken hauen. Ogen wieren rood unner ronnen. Mäd de Kop op de Stene hauen, ja.*
Do häb iek uus Mäme kweden: "So gau iek nu n Revolver hiede uk, schoot iek mie liek truch de Kop. Un do waas iek mäd Louts Haaie sien Gesina n poor Moal wesen. Un dan kwad uus Mäme tou mie: "Du, blieuw hier man, iek kume fluks wier, iek wol bloot ieuwen in de Säärke oun. Wan de Prosession hääruut kumt, kuum iek wier."
"Nu man tou, gung man wai." Un dan keem nit uus Mäme, keem bloos Haaie sien Gesina deer oun. Un iek hied dät nit jädden, wan n Wucht so ätter mie tou keem. Awer ju waas fainfülich genouch, dät määrkte iek je wül. Do kwad se tou mie: "Jäi, iek kon der nu niks an dwo, dät iek kume. Jou Mäme häd mie hierhäär saand, ju wüül de Prosession jädden meemaakje, nit." Kiek, un do häb iek dan uk je kweden: "Jä, kum man deroun, dan maak man n Tasse Tee, nit." Tjä, do hä wie seten un Tee droanken, bit uus Mäme wierkeem. Awer hilkje wüül iek je nit, waas je nit an tou taanken. Un do ätters do schatten do Anfalle wät uut un do hied iek n Beamtenschien. Do häb iek mie bie de Post mälded un do keem iek bie de Post. Un do häb iek mie kweden: "Jä, moast die daach ferhilkje. Un dan man Louts sin Haaie sien Gesina, ju uus Mäme mie in Huus saand häd." Un do ätters häd mie uk je goud mee geen.

Un bie de Post. Jä, mä Geerdes un so, da kon iek ja rauelk fertälle. Do stuud de Grodoor epen un e Köäkendore uk epen, un dät wieren n poor oolde Ljude. Un dan steech iek nit ou, iek fäirde uur de Tale wäch, died de Kop läich un fäirde in de Köäken oun un steech deer fon t Rääd ou. Un do kwad Lukke dan tou An: "O Djiesus noa, Anne, die Post, wät is t ja daach uk aan, deer sticht er in e Köäken fon t Rääd ou!" un ju hied deer sun Spoas. An un ieke hieden no' ful moor Spoas.

Un mäd Sieuwert sien Gräitje, dät waas uk sun interessant Dingen. Do hied iek ju n Bräif broacht, n Dai foartied. Ouer Dai do kwad se tou mie fon: "Oou, Post, nu mou k ätter Wästerstede". "So, wät most du deer dan Gräitje". "Jäi, iek mout unner Suchung, iek schäl Ränte häbbe, man wo kuum iek deerwai?" Iek

kwede: “Dät is goar so läip nit, Gräitje, man du bäst noch nie in n Such oane wesen, wül?" "Noa, no’ mieläwe nit" kwad Gräitje, "wo mout iek nu wül." Iek kwad: "Ja Gräitje du moast die hier n Koarte löse ätter Wästerstede. Un dan koast hier man in n Such stiege, un dan in Ocholt - dät makede dät nu uk je n bitje spannend, deer genen de Trappen ja deel - moast ja unnertruch un dan wier ätter ouer Side hooch, nit."
"Oou Moanske" kwad Gräitje do tou mie "Post, unner de Gruund truch!" Iek kwad: "Jäi, dät moaste Gräitje, dät is uk so läip nit. Wän du op our Side wier hooch kumst, deer is man aan Such un deer koast man ounstiege, die fiert ätter Wästerstede, dan kumst der sicher wai". Ja, un dän twäiden Dai, as iek dan wierkeem, do waas et so interessant, do siet Gräitje mäd hiere Potdäksel op e Schoot, so mäd n poor Ponkuuke deroape mäd grote Späkke deroane, nit. Un so iek deer man ienkeem do kwad Gräitje tou mie: "Post, iek bän der wier”. Iek kwad: "Dät sjo iek Gräitje, wo häd die t nu noch geen?" "O, Maanske, iek bän je su moud, iek häb t je so in de Bene, iek mai niks!" Un deerbie druppede hier daach dät Fat bie de Keeuwe deel fon do Späkponkuke. Maat niks!

Einmal kam ich bei einem älteren Geschwisterpaar ins Haus und begrüßte sie mit einem “guten Morgen” wie immer. Gerne unterhielt ich mich mit den Beiden. Bei dieser Unterhaltung sagte Tante Gretje dann zu mir: “O, Post, nun muß ich morgen zur Untersuchung nach Westerstede, wie komme ich da am besten hin?” Ich mußte Gretje - die noch nie mit einem Zug gefahren war - Auskunft geben, wie sie fahren müsse. Daß ich diese Fahrt nun spannend machte war ja erklärlich. Ich sagte ihr dann, daß sie in Ramsloh eine Karte lösen müsse bis Westerstede, dann müsse sie in Ocholt umsteigen und müsse dann eine Trappe hinuntersteigen. Dann, daß sie einen langen Gang unter der Erde gehen müsse und dann am anderen Ende die Trappe wieder hoch und in den dort stehenden Zug steigen müsse. Da sagte sie ganz entsetzt: “O Post, unter der Erde durch.” Das alles kam ihr ein bißchen unheimlich vor. Ich sprach ihr Mut zu und sagte, daß sie gar nicht fehl gehen könne. Sie könne sich an jeden Beamten wenden, die gäben alle gerne Auskunft. Heiter war ich, als ich am übernächsten Tag bei ihr herein kam und sie mit einem überglücklichen Lächeln zu mir sagte: “Post, ich bin wieder da, aber du kannst glauben, wie ich es von der Fahrt und den Treppenstiegen in den Beinen habe.” Appetit hätte sie heute Morgen gar nicht und dabei saß sie mit einem großen Deckel mit zwei guten Speckpfannkuchen auf dem Schoß und aß, daß ihr das Fett am Kinn herunter lief. Ich sagte, daß man das nach einer so aufregenden Fahrt verstehen könne. Sie und ihr Bruder bearbeiteten zusammen eine kleine Bauernstelle. Bei ihrer Erzählung ernst zu bleiben war, nicht so leicht. Das waren noch brave, grundehrliche und in ihrer Einfachheit zufriedene Menschen. Bei ihrer Genügsamkeit ein ganzer Teil zufriedener als die Menschen heute bei all ihrem Überfluß.

Jä, do oolde Ljude sunt nu je aal bolde wäch, man iek häbbe do immer besoacht. Dan iek stuud ieuwen op dän Standpunkt: do sjo t jädden wan man

kumt. Dieden se uk, Schröers Ellert un aal do. Wät frauden se sik wan me him besäiken diede. Aan waas Okke Gerd. Un as iek koom un besoacht him, iek kwad: "Gerd, wo gungt et?" "Och, et kuud beter," kwad er un huulde. Hie waas uk je in de tachentich - un huulde. Iek toachte: "Dät Huuljen, dät is nit goud." Un n poor Dege deerop waas Okke Gerd dood. Un so häb iek so fuul besoacht, do Oolde immer. Deer houget mie nemens uum tou besäiken, deer fräigje iek niks ätter. Iek maat et jädden, iek maat mie jädden mäd do Oolde unnerhoolde. Ljauer as mäd do Jungen. Mäd do Junge kon iek mie daach nit unnerhoolde. Man is uk oold wudden.

Im Jahre 1929 kam ich nach meinem Heimatdorf Strücklingen. Eigentlich hat es mir in Ramsloh eben so gut gefallen, denn die Zusammenarbeit war dort eben so gut. Der Postagent Bitter schenkte uns zu Weihnachten immer eine Kiste Zigarren, eine Flasche Schnaps und eine Flasche Wein für die Frau. In Strücklingen waren wir drei Briefträger. Von Monat zu Monat wechselten wir die Bezirke; das war in einer Hinsicht schöner, weil es dadurch mehr Abwechslung gab. Meine Hirnverletzung verschlimmerte sich, und ich mußte zeitweilig aussetzen. Im Jahre 1933 wurde es so schlimm, daß ich meinen Dienst nur teilweise ausführen konnte, und im Sommer 1933 mußte ich ganz aufhören und mich krank melden. Bei Konrad Wallschlag Bollingen auf dem Bestellgang bekam ich in seinem Hause einen schweren Anfall. Als ich wieder zu mir kam, bin ich zurück zur Agentur gegangen und habe dem Postagenten Kallage gesagt, daß er im Postamt melden möge, daß ich unterwegs einen Anfall gehabt hätte und, daß ich meinen Dienst unter diesen Umständen ordnungsmäßig nicht mehr verrichten könne und aufhören müßte. Es war gerade an dem Tag, als der bayrische Gefreiter des ersten Weltkrieges die totale Macht in Deutschland erhalten hatte. Daß so etwas möglich war, kann man von dem deutschen Volk in der damals so mageren Zeit verstehen, aber daß die dann diesen Mann nicht besser durchschaut hatten, ist nicht zu verstehen und sie mußten am Schluß dieser Tragödie teilweise mit ihrem Leben und ihrem ganzen Besitz bezahlen. Hiervon später mehr.

Da ich sehr viel von Kopfschmerzen geplagt wurde, führte ich das auf den Splitter zurück, der noch zwischen Gehirn und Schädeldecke saß, beantragte 1934 den Splitter auf operativem Weg zu entfernen und reichte beim Versorgungsamt Oldenburg einen Antrag ein. Ich wurde kurze Zeit später in das Hirnverletztenheim Frankfurt am Main eingewiesen, wo der Eingriff erfolgen sollte. Einen Aufenthalt von drei Monaten war vorgesehen. Ich wurde wiederholt untersucht und geröntgt, einen Bescheid bekam ich aber nicht. Eines Tages machten wir einen Ausflug und auf diesem Ausflug bekam ich als Einziger einen schweren Anfall. Für mich war es gut, daß der Chefarzt auch dabei war. Man machte, um mich etwas zu schonen einen etwas längeren Aufenthalt. Es war für mich doch ein sehr schwerer Tag. Hier in der Leschalen erhielt ich auch Anfälle und beide Ärzte, die dabei waren, konnten ihr Gutachten abgeben. Eines Tages fragte ich den Chefarzt Dr. Kalberlag, wie es aussähe und ob ich operiert werden würde. Da sagte der Arzt zu mir, daß er nicht operieren würde,

denn was ich jetzt habe, wisse ich, was ich dann haben würde, könnte er mir nicht sagen. “Für diese offene Antwort Herr Doktor danke ich ihnen herzlich. Dann möchte ich Sie hiermit bitten, mich zu entlassen, denn bei all den Anfällen, die ich hier habe, sieht man sich ja nur selbst liegen.”

Herr Dr. Kalberlag erfüllte meine Bitte, und ich wurde, bevor ich entlassen wurde, noch einmal von dem zweiten Arzt Dr. Gäte untersucht. Bei dieser Untersuchung sagte der Doktor zu mir, daß ich Kräfte entschieden zu viel hätte, denn überall, wo er klopfte, hätte ich eine äußerst harte Muskulatur, und das sei für die Anfälle zum großem Nachteil. Je mehr Kräfte der hätte, je schwerer wären die Anfälle. Bei dieser Gelegenheit zeigte er mir auch die Röntgenaufnahme; man konnte genau sehen wie der Splitter in Größe einer halben Erbse, zwischen Schädeldecke und Gehirn in der weichen Masse worin das Gehirn eingebettet ist schwebte. Ich würde nun entlassen und da ich vollkommen dienstunfähig geschrieben war wurde ich mit meinen achtunddreißig Jahren pensioniert. So gern und so oft manche von ihrer Pensionierung sprechen, mir paßte es durchaus nicht. Kurze Zeit später erhielt ich einen Rentenbescheid und meine Rente war von fünfzig auf achtzig Prozent erhöht worden. Da ich körperlich recht gut da war, paßte mir diese Untätigkeit nicht und bei den Anfällen, die ich bekam dürfte man mich auch nicht zu sehr alleine lassen. Man kam sich vor wie ein kleines Kind, wo man aufpassen muß, daß es nicht in einen Wassergraben fällt. In diesem inneren Zwiespalt wurde mir die Postagentur Strücklingen angeboten, was ich zuerst ablehnte. Aber als junger Mensch von achtunddreißig Jahren zum Müßiggang verurteilt, konnte niemals das Richtige sein, und ich habe dann das Angebot angenommen.

Wie hieden n Unkel Änne, hie is hier bie uus stuurwen. Wan die fröier ätter Schoule geen häd, dän häd die Koaster niks lere kuud. Die wist alles. Dan disse Fotje Sikke, die is uk klouk wesen, gans klouk. Un dan rakt die Koaster - Götke häd er heten - n Rekenexempel op. Un dan kumt Fotje Sikke ätter buppen [in de Riege]. Dan kwäd Änne tou him: "Sikke, dan bäst du dalich bloot." Our Dai kumt Sikke je wier ätter unnern tou, unner him wier, nit. Änne häd alles wist. Un häd sik nit sälwen ärnäre kuud, dät häd er nit kuud. Dät Jäild feroasede er immer. Waas so lichtsinnich, raat er je aal fluks wier uut. Jäild aachtede er überhaupt nit. Hie häd Koopman leerd un is in Wäästfoalen as Koopman wesen. Un die [Chef] häd een Dochter häiwed. Hie waas uk n hüpsen Kärel. Un ju häd dan immer n Bitje bääfte him iene seten. Un do häd hie je dät Amt kändiged un is je ougeen. Do ätter Kohlsächen in e Herne, deer waas hie de Boukhoolder. Häd er loange wesen, un dan in e Flaaskwerenfabrik in Oythe. Un wan hie dan moal keem, uk as er in Flaaskwerenfabriks waas, dan saante er uk wul moal n Pakeet mäd Wust un sowät häär. Sowät kaanden wie je goarnit, sowät Flugges. Man as die eerste Kriech uutbriek, do häd hie dät Wirtschaftsamt in Jever häiwed.

Un as die Kriech tou Eende is, schrift ap n Dai Änne, dät wie him haalje konnen. Iek kwäd: "Ja, schäl iek wul wai moute." Un do bän iek waifäird, hä wie

him uk je funen. N gansen Säk ful Unnergöitjen: Haamde, Buksen, alles, aal man in n Säk man häärоun. Dät häd hie immer wier wikseld, waasken waas dät nit wuden. Hie hied neen Jäild tou waasken. Häb iek him ätter Huus haald, hä we ju Komer maked bie uus. Un do keem dan n Kühling fon Ait, die hied n Geschäft so un wüül him häbbe as Boukhoolder. Do wüül er eerst nit, man iek kwad: "Änne, du bäst noch n jungen Kärel" - do waas er leeuw iek twounfüüftich - "du gungst ja sloinichst wai. Meenst du, wie wollen die hier tou Dode fodderje? Dät wo' wie nit, deer bäst du noch tou fiks foar." Do moast er je wai un deer is er twintich Jier leeuw iek wesen. Un hie häd je naan beter kriege kuud.

Die kuud alles. As wie et näibaud hiedene, do hied er sun Garderobe maked. Un dan fon dät oolde ekene Holt, wät Jierhunnerte truchrökerd waas, dät liet je pikswot un steenhäd waas dät. Do hied er in ju Garderobe sukke Würfele uutsnieden aal, un so genau as wan se der oun waaksen wierene. Un Kühling kwad leter uk, as iek Jieren leter noch moal bie him ienkeek: "Unkel Änne, dat loat man wääsen, däi Käärel kon alles. Däi gansen Kisten däi k hier häbbe, häb Unkel Änne alle moakt! Un däi bruk ik fandoage noch." *Jäi, kuud alles, man dät er sälwen truchkeem, dät kuud er nit. Un do as de Kriech foarbie waas, keem er hier an, mäd min Bruur. Un as die do dood waas, do häb iek him deerwäch haald, ätter uus tou. Man do waas er al nit gans moor deer, in de Kindhaid n bitje. Un dät wudde uk aal läpper. Un do hä wie hier n Komer wier maked, ju blift nu ewich Ännes Komer. Dät is an e Nudsiede un jo bruke dät nu as Oustalruum.*

Un do is er hier stuurwen. Dan kwad iek tou him - waas ju so Sitte dan, moast man sogoar kwede: "Wolt de Pestoor uk noch häbbe, Änne?" "Och, mit meinem Herrgott steh ich so!" *kwad er. "Man iek leeuw, dät is goud, wät."* "Ja, wenn du meinst," *kwad er dann. Dan haalde iek de Pestoor uk je. Un dan keem die Pestoor der ätters uut, lachjen. Och, wät moast er lachje. As er mäd him baald hiede uur sien Sänden. Kieke, hie heelt deer je niks fon, hie geen nit ätter Säärke ours wai fröier.* "Dies Gottverdammte weltunerfahrene Pfaffenvolk" *kwad hie uk. Dät waas Unkel Änne.*

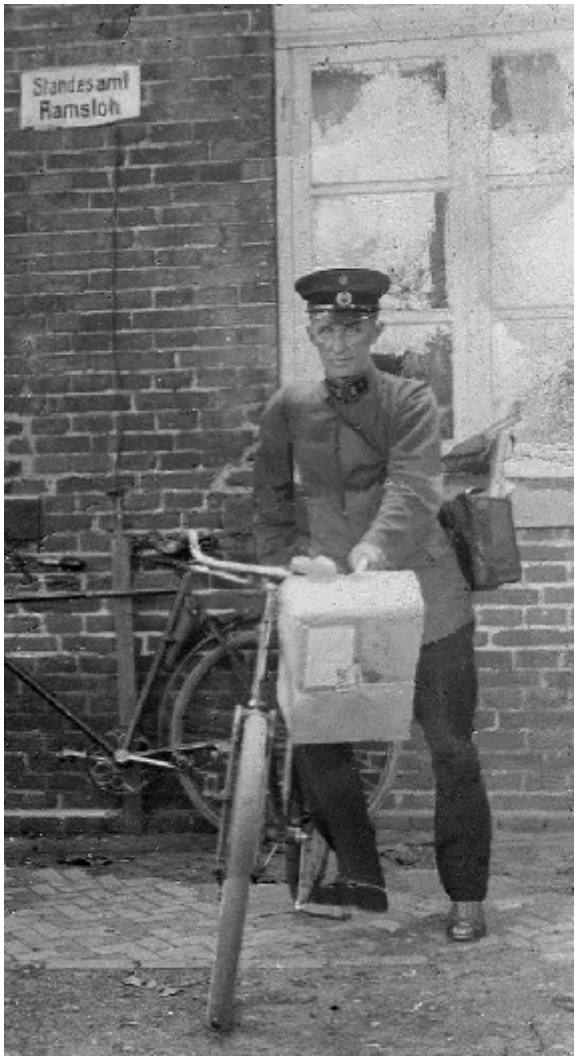
Ja, do Käntnisse, dät waas min Foar uk, waas uk klouk. Un Unkel Kunroad waas uk klouk, man Änne waas de Upperste. Häbbe wie aal niks fon oukriegen, fon ju Kloukegaid fon do nit. Na.

Da das totalitäre Regime eines Adolf Hitler am Ruder war, konnte die Tätigkeit im öffentlichen Dienst für mich sehr gefährlich werden, weil ich als Gegner meinen Mund nicht gut halten konnte. Ab und zu hatte ich Zusammenstöße, aber es renkte sich immer wieder ein. Manchmal hatte ich bei meiner Arbeit in der Agentur auch Anfälle, aber es war immer jemand in der Nähe. Einmal bekam ich beim Telephonieren einen epileptischen Anfall, und da ich bei einem Anfall immer eine Rechtsdrehung machte, den Hörer aber krampfhaft in der Hand hielt, habe ich beim Fallen die ganze Leitung kaputt gerissen. Als ich am

nächsten Tag wieder kam, war alles schon lange wieder in Ordnung. Viel schlimmer waren für mich die Erregungszustände und die Dummheit und Gedankenlosigkeit der Menschen. Einmal sagte mir mal einer, daß ich ein Staatskrippenfresser sei, da habe ich diesen Mann so kaputt geschlagen, daß er keinen Zahn mehr im Munde hatte und vier Wochen in ärztlicher Behandlung war. Da so etwas vier mal vorgekommen ist und es meist auch noch stark Nazi gesinnte Männer waren, wurde es für mich höchste Zeit, daß ich die Arbeit aufgab und damit aus der Öffentlichkeit heraus kam. Dann bekam ich einen Anfall, als ich am Geldzählen war. Ein Mann stand noch vor dem Schalter, es war Bernhard Wallschlag, genannt Bauels Berndt. Nun hatte ich einen guten Grund, meine Arbeit am Schalter einzustellen. Man muß wissen, daß alles im Kriegseinsatz war und man keinen Mann entbehren konnte. Die oberen Herren hatten aber ein Einsehen, daß das so nicht ging, und ich blieb in Zukunft zu Hause.

Da meine Anfälle sich mehrten, sogar vier mal am Tage, stellte ich den Antrag auf 100 Prozent. Ich mußte nun zur Untersuchung nach Hannover und wurde dort von einem Nervenarzt Dr. Delbrück untersucht. Als ich nun von dem Arzt herein gerufen wurde, fuhr er mich so grob an, daß ich stutzig wurde und sich bei mir schon eine Erregung bemerkbar machte. In einem barschen Ton sagte er zu mir: “Entblößen sie gefälligst ihren Oberkörper. Ich dachte: “Was hat mein Oberkörper mit einer Schädelverletzung zu tun.” Als er mich dann noch zweimal barsch anfuhr, war es mit meiner Ruhe und mit meiner Beherrschung völlig vorbei. Ich hatte meinen Oberkörper entblößt und flog nun wie ein Tiger über den Tisch und dem Arzt an die Kehle. Der Arzt und sein Sekretär, oder Beschützer - was es war, wehrten sich beide so gut es ging, aber das beste Mittel war das beruhigende Zureden des Arztes, denn sie hatten ihre Kratzer und Beulen schon weg. Als ich mich dann etwas beruhigt hatte, kam der Arzt zu mir und sagte: “Ziehen sie sich in aller Ruhe wieder an.” In einem solchen Zustand wußte ich nicht, was ich tat. Der Herr Doktor aber sah mein noch bleiches Gesicht und meinen noch zitternden Körper und sagte nochmals zu mir: “Ziehen sie sich langsam an, denn sie haben Zeit genug.” Als ich dann fertig war sagte er, daß ich gehen könne, aber er möchte noch mit meiner Frau sprechen und morgen komm ich wieder zu ihnen. Am nächsten Tag kam der Arzt zu mir, stellte noch einige Fragen und meine Frau und ich konnten wieder nach Hause fahren. Drei Wochen später bekam ich wieder einen neuen Rentenbescheid und meine Rente war auf 100 Prozent erhöht. Zu der traumatischen Epilepsie und zerebralen Ausfallerscheinungen kam nun noch der Zusatz an objektive Gleichgewichtsstörungen. Eine sehr gute Tugend hatte ich bei meinem Zustand, wenn gesunde Menschen Schnaps getrunken haben und oft nörgeln und Streit suchen, war ich ganz ruhig und lustig.

Ahlrichs Mäme
Wilhelmine



Ahlrich as Postbode
mäd sien Rääd

DER WAHNSINNIGE KRIEG UND DANACH

Als 1945 der wahnsinnige Krieg mit seinem furchtbaren Menschenmorden vorbei war, lag ganz Deutschland in einem Trümmerhaufen. Ganze Städte waren fast ausradiert. Die Verwaltung lag zum größten Teil in den Händen der Siegermächte. Da um die Zeit nur ein bekannter Antifaschist einen Posten übernehmen konnte, wurde ich zu Anfang 1947 zum Bürgermeister von Barßel-Strücklingen gewählt. Die Gemeinden waren vor zwölf Jahren zusammen gelegt. Diesen Posten habe ich zwei Jahre inne gehabt. Es war ein widerlicher Posten, denn die Flüchtlinge aus dem Osten kamen und mußten alle untergebracht werden. Dadurch gab es sehr viel böses Blut, denn bei den Worten Christi: “Wen einer in meinem Namen aufnimmt, nimmt mich auf” hörte das Christentum auf. Da hat man die Menschen so richtig kennen gelernt. Die Gemeinden wurde 1948 wieder getrennt und bei der zweiten Wahl wurde ein sehr frommer Mann nach außen hin zum Bürgermeister gewählt. Ich habe mich später aus dem Gemeinderat ausgemeldet, denn es war nichts für meine Nerven.

Mäd n Kriech, wät was dät n Blöödsin. Dät wie Maansken nie klouk widde. Dan sunt wie noch wied, wied deerfon äntfärnt, fon Fernunft! Noch n gansen Eende. Un iek bän altied bong, dät wie uus sälm noch moal stroafje foar dät wät bääfte uus lait, wät wie in ju Tied bie Hitler maked häbbe. Un dan sunne blöde Gränse as se maked häbbe, dütmoal. Mäd Berlin midde wier in e Zone un heert tou uus. Dät is je gans blöde. Un uk mä de Aastzone wier. Wan do dät kloorbrange - brange se uk je kloor, jo konnen mä Michel alles maakje - dan e slaachtet die Aastling dän fon n Wästen ou un dan die fon Wästen die fon Aasten. Uu God, oou God. Du sollst nicht Himmelkrieg halten.

Na, man sowät häd man dalich aal nit moor as früüer. Do Maansken do sunnerje sik ou, jo häbbe goarneen Tied, dät se sik gegensiedich besäike un wät fertälle - haben keine Zeit *- häbbe se nit. Dälich nit moor. Et is je neen Gesellichkait moor unner e Mänskhaid. Iek weet nit wo dät uutlope schäl noch moal, dät weet iek nit. Man na, uus Suurge is t je nit,* “die nach uns kommen”, *dan wan wie noch moal n Rukblik maakje so, wät die Düütske maked häd in do Kriechsjieren, in twäide Kriech, sowät Furchtbares is je noch nit deer wesen.*
Iek weet noch - fon Köln keem iek - do in Wuppertal deer hieden wie Opänthoolt. Dan hääb iek mie do Maansken beduurd. Deer wieren säkstien Waaine, mäd Juden uut Hollound. Un iek wiste je wul wier dät waigeen, mäd do Maanskene aal.

Man deer wol iek nit toufuul moor an taanke, iek häb genouch bääfte mie, un kon mie deer nit moor um kummerje. Mie konnen allerdings do Bloudere Laid dwo, do an aal sowät, wät bääfte uus lait, neen Schäild häbbe. Die Schuldigen sind wir ja, unsere Generation .. *min Generation, dät sunt do Schäildige.*

Dän düütske Foarmarsk, die häd mie domoals min interessierd, in Polen un

deer, un Frankriek, in Ruslound, awer as Stalingrad deer waas, do bän iek ounfangd tou schrieuwen. Sefton Delmer[1] *die kwad je immer alles truch. Dän staalde iek je immer an. Un do häb iek alles opschrieuwen. Deer bän iek uk wai fäird, ätter Köln. Dan raat er moal truch: Köln waas ja al siemlich kapput, un fon Aachen, wät deer kapput waas. Unter annern uk - dät je häb iek beheelden - Kapuzinergraben. Un dan bän iek ätter Köln fäird - deer hied iek jo Bekaanden - häb iek do uk kweden: äintlik is dät daach so, nu wol iek ätter Aachen; iek wol moal sjo, of dät stimt, wät jo deer aal so truchkwede. Un dät stimde genau, genau. Un do hääb iek deer uk in t Aaste, do hääb iek dät älke Dai opschrieuwen, do Begjuchte.*

Un as do hier die Änglounder keem - hier wieren noch n Masse Polen - do baddende dät. Op t Idafeen allene sunt fjautich Huse oubaddend. Hier in Strukelje uk noch sun Masse. Un dät waas geforelk, op ouer Side wieren Usen noch, op ouer Side fon e Äi. Do häb iek dät Rääd numen, uus Clemens is noch meegeen, mäd n Stok mäd n wieten Plün deran - bän do juunfäird, do Änglounder. Do studen se deer an düs Side fon e Säärke, deer studen se. Un Schoons Huus dät waas t lääste wät baddende. Un do häb iek him toukweden, jo maten do Huse daach schoonje. Hier wieren neen Nazis. Un do keem die ene Pole deruut un die baalde dan je uk Düütsk: Ja, das sagen sie alle. *Iek kwad:* Ja, ich habe aber Beweise, *dät je nit aal Nazis wierene. Un wät iek dan foar Bewiese hiede. Iek kwad ja, do hied iek in Huus. Iek hiede Sefton Delmer siene gansen Begjuchte opschrieuwen, fon n Ruksuch un fon do Bombardierengen, aal.* “So? Ja, gut, dan bleiben wir stehen,” *kwad hie,* “und dann geht einer mit.” *Ja, do is die hier mäd mie häärgeen [un dan is dät Baddenjen apheerd].*

Dät wie wollen jo hoopje dät t aal n fernünftigen Gong haalt, un nit noch moal in t Malle kumt. Dan deer ko’ wie uus aal niks fon ferspreke. Un wan moal Kriech kumt, dan bän iek Ijauer in Hollound as in Düütsklound. Dan wier is ju Putte foar de NATO? Düt, Düütsklound, dät is ju Putte foar de NATO. Do schällen se ja aal beschütsje, do NATO. Un deer is de grote Putte ätter de Rüsse tou. Wier die wai schjüt, deer waakst neen Gäärs wier.

Mein Leben nahm nun einen ruhigeren Verlauf, denn mit einundsechzig Jahren wurden die Anfälle entschieden weniger und hörten in meinem siebenundsechzigsten Lebensjahre ganz auf. Als ich sechzig Jahre alt war, habe ich noch eine Kur in Bad Peppenach gemacht. Heute leben meine Frau und ich einen ruhigen Lebensabend. Wir haben vollkommen umgebaut. Meine Frau und ich haben eine nette Wohnung für uns, nämlich ein Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche und einen Raum mit Spülklosett, Duschraum und Kohlenraum. Die jungen Leute sind für sich alleine. Ich halte das für richtiger für beide Teile. Ich habe auch Haus und Hof auf meinen Sohn Clemens der bei uns ist, überschreiben lassen. Unsere Wohnung bleibt ja für uns, solange wir leben und

1 Sefton Delmer moakede in dän Kriech doo düütske Seendengen fon ju BBC. Hi waas foar dän Kriech wäil ängelsken Lektor in Berlin (N. Århammar, früntelke Meedeelenge).

Rente und Pension bekomme ich zur Genüge. Im übrigen haben wir von den jungen Leuten nichts zu befürchten, denn wir kommen sehr gut miteinander aus. Heute 18.3.1967 bin ich vor zweiundsiebzig Jahren geboren und will ich mit meinen Aufzeichnungen aufhören, denn das Schreiben wird immer schwerer. Ich führe das Leben eines alten Mannes der mit seinem Kriegsleiden fertig geworden ist. Ein zweites Mal möchte ich das Leben, das jetzt hinter mir liegt nicht noch einmal erleben, denn, wenn man durch seine schwere Kopfverletzung mit so einem Leiden und den vielen Kopfschmerzen zurück kommt, dann kann man nur sagen, daß das Leben wenig Sonnenschein gehabt hat.

Meine Frau hat es mit mir nicht immer leicht gehabt, aber sie war noch wohl ruhig und vor den Anfällen hatte sie keine Angst. So weit ich das selbst beurteilen kann, soll sich eine jede Frau wohl überlegen, einen schwer Hirnverletzten zu heiraten. Ich selbst wollte auf keinen Fall heiraten, aber der Nervenarzt Dr. Düser aus Oldenburg und meine Mutter haben es dann doch geschafft. Die Frau habe ich mir dann gesucht, dazu brauchte ich niemand, dazu hatte ich wohl den Mut und auch den nötigen Charm. Das Wunder bei mir ist, daß mir keiner meine ungefähr dreiundseibzig Jahre ansieht. Das liegt aber wohl hauptsächlich an meiner spartanischen Lebensweise.

Am fünften Mai 1917 hatte ich ein Jubiläum, denn ich kam morgens um neun Uhr in die französische Gefangenschaft. Vom 16.4. bis 5.5. lagen wir in der Hölle am Chemin des Dames. In der Gefangenschaft ist kein schönes Gefühl, denn man ist ja seiner Freiheit in jeder Hinsicht beraubt, aber andererseits war es ja auch ein schöner Gedanke, daß man nicht wieder in die furchtbare Hölle brauchte.

IN BAD PYRMONT

Iek waas lääst moal in Bad Pyrmont. Do träfte iek deer an e Sträite twäin op n Baank. Die Ene die kaande iek wül, waas n Oostfräise. Un die Our dät waas wul n beteren Heer, dät saach iek je wül. Un do kiekede er mie oun, poar Moal, un fräigede mie je: "Wo kommen Sie dann her?" *Iek kwad so:* "Da und da." *Un iek hied je wul wiete maat wäl t wesen waas, man hied sik uk je bekaand maakje kuud. Dan die Kärel die soacht mie immer, do. Do kreech er mie an t fertällen. Un die kuud so ätterfiskje, die heelt mie aal tougong. Un unner annern hied iek him uk fertäld, dät iek in de Schoule niks leerd hiede.*

Un sowät kwad iek uk tou dän Kärel, in do Wiese waas iek man dum blieuwen. Un ju Sproake waas bie uus ne "Saterländische Sprache", *dät waas ne Sproake foar sik. Is neen Dialekt, dät is eenfach n Sproake foar sik, ne uuroolde Sproake, Jierhunnerte, fielicht Jierdusend oold. Un so kemen wie aal wieder an t fertällen un wieder an t fertällen. Un do toulääst der uk so je bei: Jäi, iek hied noch sun oold Bouk fon mien Uurgrootfoar, die waas Gemeinde-vorsteher wesen. Un dan moast iek ju Schrift bewunnerje fon dän Mon. Un so hied iek mie in de Kop sät, dät iek mie uut mien Lieuwend uk je ful schrieuwe kude. Un iek häbbe an sik n Masse bääfte mie. Un hied mie deelsät tou schrieuwen. Dät waas nit fon dalich op n Midden, waas foar n poor Jier. Dan hied iek et wul gans stuur, waas wier uutschat wesen. Un toulääst hied iek dan je hunnertfieuw un trütich Aktenbogensieden ful häiwed un so liech et nu je.*

"So," *kwad er,* "und hören Sie mal, Sie haben eine vorzügliche Gabe zum Erzählen." "Das haben Sie ja gemacht," *kwad iek him tou,* "Sie haben immer nachgehakt. Ja, und wie wir schon gesagt haben, mit dem deutschen Habitus.." *Do kwad er tou mie fon:* “Nein, so schlimm ist es nun doch nicht. Denn erstens muß ich Ihnen sagen, daß ich keinen groben Fehler festgestellt habe. Und zweitens, wenn Sie hundertfünfunddreißig Seiten Aktenbogen vollgeschrieben haben, dann können Sie nicht so dumm gewesen sein, wie Sie sich ausgeben." *Iek kwad:* "Dann möchte ich Sie auch nicht fragen erst mal die Böcke herauszuarbeiten, die ich da eingeflanscht habe in meinen Aktenbogenseiten." "So schlimm ist es nicht" *kwad er. Iek kwad:* "Ja, dann habe ich die Klippen umgangen." *Dät kon man uk ja. Wan du nit genau weetst, koast du uk n our Traal nieme.*

-.-.-.-

Un foar uus fröier as Bidden dät Interessante waas dät Kristkindjen-Läiden hier. Man leeuwde deer uk je an, an dät Kristkindjen. Wie heerden dät je jädden nagens, dät Läiden. Man, dät is nu je aal foarbie. Alles wät foar uus fluch waas, is foarbie. Nu is t aal "auf Erwerb eingestellt" *un wieders niks moor. Ju Gemütlichkeit fon fröier is nit moor deer. Ljude besäike sik nit moor, häbbe neen Tied moor un konnen uk jo aal nit genouch kriege, dalich. Iek weet nit wierum.*

Dät Wieuwljude in Fabriken mee-aarbaidje, dät läit se ferbjode. Un do litje Biddene aal in Kindergarten; Usen [Pastoor] die baut deer nu uk n Kindergarten. Deer kume se aal oun, dät do Wieuwljude in de Fabriken gunge konnen. Hier sunt genouch do äiwens loosgunge noch tou oarbaidjen. Wan die Kärel in Huus kumt, gunge do Wieuwljude wier loos. Do häbbe dan neen Familienlieuwend.

Ahlrich Cordes
ap t Aler

Heute verstarb der frühere Bürgermeister der Gemeinde Strücklingen

Herr

Ahlrich Cordes

Nach dem Zusammenbruch von 1945 war er an dem Aufbau unseres demokratischen Gemeinwesens an führender Stelle tätig. Als im Jahre 1948 die Gemeinde Strücklingen wieder selbständig wurde, stellte er sich als Bürgermeister zur Verfügung und hatte dieses Amt bis 1949 inne. Danach gehörte er noch bis zum Jahre 1950 dem Gemeinderat an.

Wir werden dem Verstorbenen ein ehrendes Andenken bewahren.

Strücklingen, den 2. April 1970

Gemeinde Strücklingen
Schröer, Bürgermeister
Platte, Gemeindedirektor

Dodesbegjucht fon de Gemeinde

Jesus! Maria! Josef!

Fromm und fleißig war Dein Leben,
Sanft und ruhig war Dein Tod.
Der Herr hat Frieden Dir gegeben
Und Dich erlöst aus aller Not.

✝

Zum frommen Andenken
an den in Gott ruhenden
Rentner

Ahlrich Cordes

* 18. 3. 1895 † 2. 4. 1970

Der liebe Verstorbene wurde geboren in Strücklingen. Er starb daselbst nach einem längeren Leiden, jedoch plötzlich und unerwartet, nach einem arbeitsreichen, christlichen Lebenswandel, gestärkt durch die heiligen Sterbesakramente, sanft und ruhig im Herrn.

Gebet.

O Herr, schenke Gehör unserem Gebete, das wir demütig an Deine Barmherzigkeit richten; gib der Seele Deines Dieners, die Du aus dieser Welt abberufen hast, eine Wohnstätte in der Heimat des Friedens und des Lichtes und führe sie in die Gesellschaft Deiner Heiligen. Durch Christus, unsern Herrn. Amen.

Süßes Herz Mariä, sei meine Rettung!
Vater unser Gegrüßet seist du Maria

Dodenbielde